Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung

Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein

Band: 123 (1978)

Heft: 43: Schulpraxis : vom Berner Bär zum Schweizerkreuz

Sonderheft: Schulpraxis : vom Berner Bär zum Schweizerkreuz

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizerische Lehrerzeitung

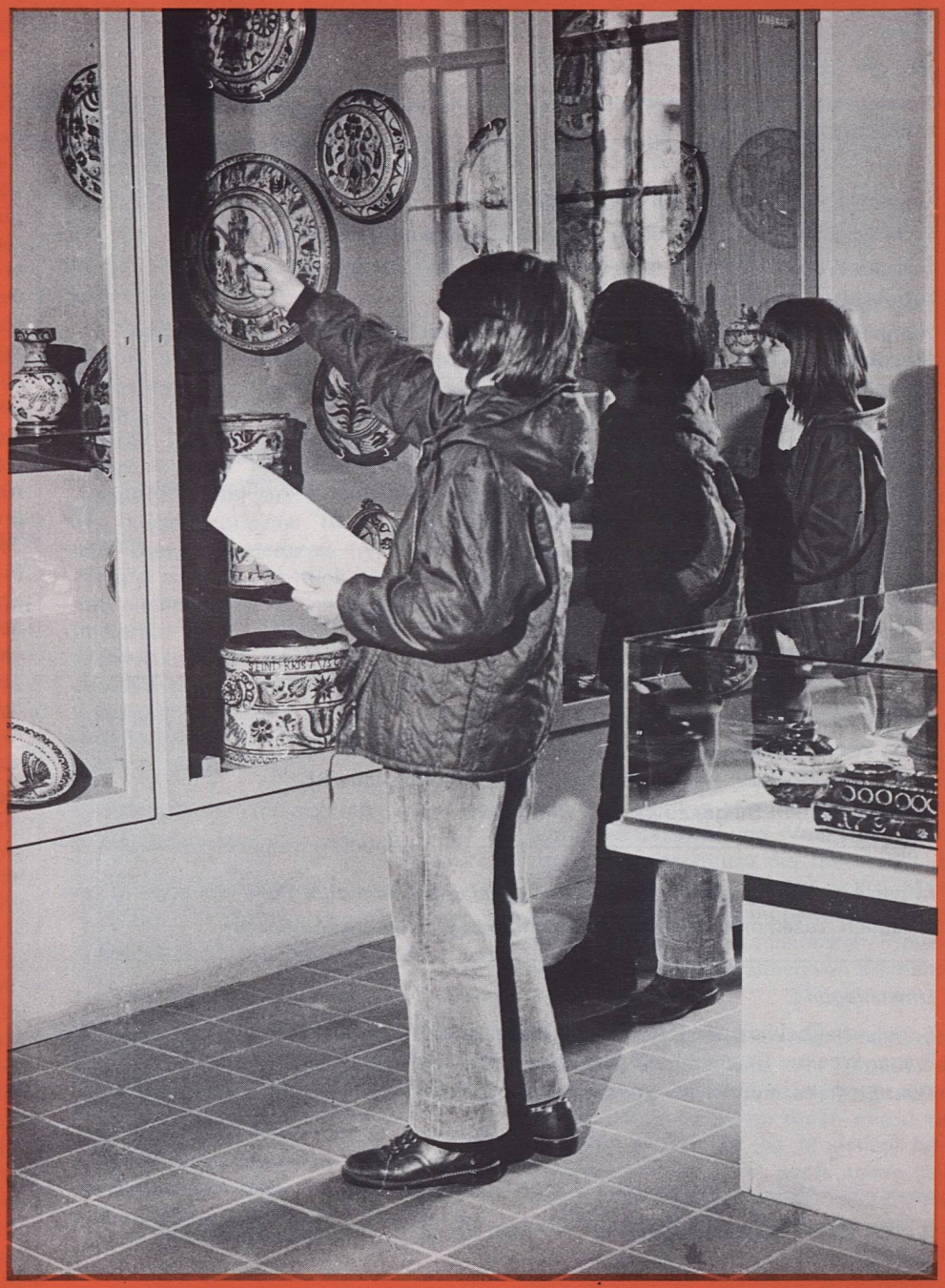
43

Organ des Schweizerischen Lehrervereins

26. Oktober 1978

Schulpraxis

Monatsschrift des Bernischen Lehrervereins



Vom Berner Bär zum Schweizerkreuz

Aus der Geschichte Berns 1750–1850

Beiträge zur Ausstellung im Bernischen Historischen Museum und zur Museumspädagogik

Schulpraxis / Schweizerische Lehrerzeitung — Nr. 43

Monatsschrift des Bernischen Lehrervereins **26. Oktober 1978**

Die «Schulpraxis» wird laufend im Pädagogischen Jahresbericht (Verlag für pädagogische Dokumentation Duisburg) bibliographisch nachgewiesen

Redaktion des «Schulpraxis»-Teils: H. R. Egli, 3074 Muri BE

Vom Berner Bär zum Schweizerkreuz

Aus der Geschichte Berns 1750–1850

Beiträge zur Ausstellung im Bernischen Historischen Museum und zur Museumspädagogik

Ulrich Im Hof: «Geschichte visualisieren?» 137
F. de Capitani, R. Zimmermann: Überblick über die Ausstellung 139
Barbara Waber, Silvia Tschanz: Didaktische Hilfen zur Ausstellung 146
Arbeitsblätter für Schüler 147
Heinz Matile: Zur museumspädagogischen Arbeit im Bernischen Historischen Museum 159
Barbara Waber, Silvia Tschanz: Schulklassen im Museum 161
Anna von Wyss: Museumspädagogik in der Schweiz? 163
Annemarie Büchler: Museen für Kinder und Jugendliche im Ausland 164
Beatrice Weber: Belehrung, Bildung, Erziehung – verschiedene Phasen eines Leitgedankens in der Museumsentwicklung 167

Adressen der Autoren:

Prof. Dr. U. Im Hof, F. de Capitani, R. Zimmermann: Historisches Institut, Engehaldenstrasse 4, 3012 Bern

Dr. H. Matile, Historisches Museum, Helvetiaplatz 5, 3005 Bern

Barbara Waber: Pestalozzistrasse 3, 3007 Bern

Anna von Wyss: Alpenstrasse 22, 3084 Wabern BE

Annemarie Büchler: Halensiedlung 50, 3037 Stuckishaus BE

Beatrice Weber: Sulgenauweg 27, 3007 Bern

In der Ausstellung ist ein illustrierter *Ausstellungsführer* zum Preis von etwa Fr. 3.— erhältlich, zusammen mit einer Einlagemappe für weitere Materialien.

Umschlagbild:

Schülerwettbewerb im Bernischen Historischen Museum. Mit Eifer am Lösen der Frage: Was für Tiere sind auf der Langnauer Töpferware dargestellt?

Foto St. Rebsamen BHM. Reproduktion mit freundlicher Erlaubnis der Direktion.

Liste der lieferbaren Hefte der «Schulpraxis» (Auswahl)

Nr.	*Monat*	*Jahr*	*Preis*	*Titel*
1	Januar	69	3.—	Drei Spiele für die Unterstufe
2	Februar	69	2.—	Mathematik und Physik an der Mittelschule
4/5	April/Mai	69	2.—	Landschulwoche im Tessin
6/7	Juni/Juli	69	2.—	Zur Erneuerung des Rechenunterrichtes
8	August	69	1.50	Mahatma Gandhi
9	September	69	3.—	Zum Grammatikunterricht
10/11/12	Okt.- Dez.	69	4.—	Geschichtliche Heimatkunde im 3. Schuljahr

Fortsetzung 3. Umschlagseite

Zu diesem Heft

Im Staatsarchiv am Falkenplatz, Bern, erschienen vor einigen Jahren eines Mittwochnachmittags zwei Fünftelerbuben. Sie brachten ihr Anliegen vor: Ob es wahr sei, dass hier die goldene Handfeste aufbewahrt werde? Der Lehrer habe ihnen das gesagt, und sie möchten jetzt schauen, ob es stimme. Die kaiserliche Urkunde mit dem goldenen Siegel wurde auf die Bitte der Knaben hin geholt. – Sie bestätigt Bern als reichsfrei, direkt unter kaiserlicher Jurisdiktion stehend. Diesen knapp angedeuteten Sachverhalt erklärte den Knaben Herr Dr. Specker, der gelehrte Kenner des Mittelalters, dem Verständnis von Elfjährigen entsprechend. Zufrieden gingen die beiden weg; ihr Lehrer hatte recht gehabt. – Ob die Urkunde echt ist, erörtern wir nicht; sie hält die Rechtsverhältnisse um 1218 zutreffend fest, und sollte es eine Fälschung sein, so wird sich Kaiser Friedrich II. in seinem Porphyrsarg zu Palermo deswegen nicht umgedreht haben.

Ist der Besuch der Fünftklässler im Staatsarchiv ein amüsanter Einzelfall? Gewiss Aber dass die beiden den Weg gefunden und anschaulichste Auskunft erhalten haben, spricht sowohl für die Schüler wie für ihren Lehrer und die Beamten des Staatsarchivs. Überdies haben die Buben demonstriert, was eines der Ziele dieses Heftes ist: Scheu und Hemmungen gegenüber Archiven und Museen abbauen; das Wissen an Quellen holen lernen, wo es zu finden ist; Bildungsstätten nicht ausschliesslich in Schulstuben sehen.

Herrn Prof. Dr. U. Im Hof, seinen Assistenten vom Historischen Institut der Universität Bern und der Direktion des Bernischen Historischen Museums danken wir für das Angebot, Materialien aus der zweijährigen Arbeit einer Studentengruppe Lehrern und ihren Schülern zugänglich zu machen. Der erste Beitrag – «Geschichte visualisieren?» – gibt über die verschiedenen Phasen der Arbeit Auskunft. Ihr Ergebnis ist die Ausstellung *Vom Berner Bär zum Schweizerkreuz – aus der Geschichte Berns 1750–1850;* vom 16. November 1978 bis Ostern 1979 ist sie für einige Monate im Bernischen Historischen Museum zu sehen. Lehrer und Schüler finden hier dargestellt, was auch ein Ziel des Geschichtsunterrichts sein müsste: handgreifliche Sachbegegnung anstelle blosser Begrifflichkeit und Chronologie. Geschichte erschöpft sich nicht in der Darstellung von (politisch-militärischen) Ereignissen, sie zeigt auch die Wirtschaftsentwicklung, die Schichtungen der Gesellschaft und ihren Wandel bis zur ökonomischen Basis, zur «Geschichtslosigkeit» des armen Mannes.

Schulpraxis / Schweizerische Lehrerzeitung — Nr. 43 — 26. Oktober 1978

Monatsschrift des Bernischen Lehrervereins

Vom Berner Bär zum Schweizerkreuz

Aus der Geschichte Berns 1750–1850

Beiträge zur Ausstellung im Bernischen Historischen Museum und zur Museumspädagogik

Ulrich Im Hof:

«Geschichte visualisieren?»

Der Weg vom wissenschaftlichen Kolloquium zur Museumsausstellung

Im Wintersemester 1976/77 und im Sommersemester 1977 veranstaltete Prof. Beatrix Mesmer gemeinsam mit Prof. Ulrich Im Hof ein Kolloquium mit dem Thema «Geschichte visualisieren?». Die Idee dazu war nach dem Besuch einer Münzausstellung in Zürich entstanden, doch kam sie aus dem Bewusstsein einer schon lange empfundenen Lücke im Lehrbetrieb. Das Fragezeichen in der Vorlesungsankündigung deutete an, dass für Historiker die Visualisierung keine Selbstverständlichkeit bedeutet. Der Historiker wird bei uns vornehmlich, ja fast ausschliesslich an schriftlichen Dokumenten geschult. Im Zentrum seines Bemühens steht die Textinterpretation, und es ist schon recht schön, wenn der Historiker sich nicht mit politischen Texten allein abgibt, sondern jede erhaltene Äusserung in seinen Interessenbezug einbaut. Beliebt ist als gelegentliche Hilfe die kartographische Aussage und seit dem Einzug der Statistik in die historische Wissenschaft die Tabelle. Die «Gegenstände» überlässt man andern Wissenschaften, die kleinen der Volkskunde, die grossen der Architektur.

Dass die Frage aber von einer gewissen Aktualität sei, zeigte sich an der guten Beteiligung an diesem Kolloquium, das – ausserhalb des Studienplans, sozusagen «gratis pro Deo», angeboten – immerhin mit 16 Teilnehmern begann.

Es ging vorerst um die rein theoretische Diskussion der Möglichkeit der Visualisierung; aber schon in der ersten Sitzung vom 27. Oktober 1976 wurde formuliert: «Fernziel wäre die Realisierung einer Ausstellung, die aus historischer, nicht aus kunsthistorischer Sicht aufgebaut ist.» Dieses vorderhand hypothetische Fernziel sollte zuerst noch ohne Kontakt mit einem Museum anvisiert werden. Immerhin wurden sofort fünf Arbeitsgruppen gebildet, den Sachgebieten entsprechend, die dem historischen Einteilungsschema entsprechen, mit welchem man heute an die historischen Phänomene zu gehen pflegt:

1. Behörden und Verwaltung
2. Kirche, Erziehung und Bildung
3. Verkehr und Wirtschaft
4. Militär und Polizei
5. Gesellschaft und Demographie

Als historischen Gegenstand wählte man – und dies ohne lange Diskussion – die Geschichte des Kantons Bern von 1750 bis 1850. Die Wahl des Kantons erschien selbstverständlich, da man mit dem bernischen Historischen Museum zusammenarbeiten wollte. Die Wahl der Zeitepoche vor und nach der «Helvetischen Revolution» erschien aus verschiedenen Gründen günstig. Einmal liess sich so die Zeit der «alten Schweiz» gerade noch einbauen, andererseits konnte damit auch der Weg zum Bundesstaat aufgezeigt werden. Die Epoche 1750 bis 1850 ist eine Zeit, die einerseits wesentliche Veränderungen hervorbringt, andererseits bestimmte Konstanten aufweist. Sie ist von der Gegenwart zwar durch mehr als hundert Jahre getrennt, hat aber doch starke Bezüge zu ihr.

Man formulierte in einem spätern Zeitpunkt: «Die Grundlagen des heutigen Kantons – sowohl in Hinsicht auf Territorium wie auch in Hinsicht auf die Staatsverfassung – wurden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gelegt. Ihren grundsätzlichen Abschluss fanden sie in der Gründung des Bundesstaates 1848. Die Ausstellung soll zeigen, in welchem gesamtgeschichtlichen Zusammenhang diese politische Entwicklung gesehen werden kann.» (Grunddisposition vom Oktober 1977).

Als provisorischen Titel wählte man vorerst «Vom alten zum neuen Bern – sozialer und politischer Wandel 1750–1850», bis schliesslich in sehr später Phase die pittoreske Bezeichnung «Vom Berner Bär zum Schweizerkreuz» die umständliche erste Formulierung ersetzen sollte. Man war inzwischen in genügenden Kontakt mit Bernerbären verschiedenster Provenienz und Schweizerfahnen von allerhand Gattung geraten!

Man wusste, dass der Kanton Bern durch seine Bezüge zur Waadt, zum Aargau und zum Jura sowie durch seine geographische Struktur zwischen Alpen und Jura in mancher Hinsicht als Modellfall betrachtet werden kann, auch wenn gewisse Faktoren (Industrie) schwächer vertreten sind als in andern Kantonen. So wurde ganz bewusst und konsequent sehr bald darauf verzichtet, ausserbernische Probleme und Gegenstände beizuziehen, was man nicht als «engstirnigen Nativismus» auszulegen braucht!

Mit der Konzentration auf fünf Gruppen – und damit auf fünf Sachgebiete – legte man sich von vornherein eine heilsame Beschränkung auf. Andererseits waren die fünf Sachgebiete doch wieder der

Art, dass an ihnen wesentliche Aspekte aufgezeigt werden können. Innerhalb der fünf Gebiete waren allerdings Auswahlkriterien notwendig. Diese Auswahl sollte nicht vom Gegenstand diktiert sein, sondern von der historischen Gegebenheit. Fehlte der Gegenstand, so musste notgedrungen wieder zum Text – immerhin zum Originaltext – gegriffen oder das Thema fallengelassen werden. Z. B. war es leicht, das politische Ancien Régime darzustellen: Gleich zwei Schultheissenthrone boten sich an. Aber wie war die anbrechende Volksherrschaft von 1830 oder gar 1846 augenfällig zu machen, wenn Amtstrachten und Herrschaftsinsignien 1830 wegfielen? Die blecherne Wahlurne von Kirchberg mag da ihren Zweck erfüllen, nicht weil sie blechern ist, sondern als Wahlurne für das die ganze Bevölkerung im Gegensatz zum Ballotierkasten des Patriziats, als Wahlinstrument eines ehemaligen Untertanendorfes im Gegensatz zum rein stadtburgerlichen.

Schwierig erwies sich die Suche nach aussagekräftigen Leitthemen. Was sagt etwa «Veränderung der Sozialstrukturen und der Lebensgewohnheiten» aus? Schon besser, aber zu akademisch: «Institutionalisierung und Hypostasierung der Aufklärungsideen». Überzeugend, aber einfach zu finden: «Straffung des Polizeiwesens» als ein Ausdruck der «Intensivierung der Verwaltung».

Noch schwieriger wurde es, als man vor der Frage des Aufbaus der Ausstellung nach zeitlichem Ablauf oder nach Sachgebieten stand. Dahinter stand das grundsätzliche Problem der «histoire événementionnelle» und der «histoire structurelle». Sollten die «Ereignisse» – etwa 1749 Henziverschwörung, 1770 französische Allianz, 1792 Grenzbesetzung, 1798 Helvetische Republik, 1802 Stecklikrieg, 1803 endgültiger Verlust von Waadt und Aargau, 1814 Angliederung des Bistums Basel, 1830 Regeneration, 1846 radikale Verfassung, 1847 Sonderbundskrieg – dominieren? Daten, die z. B. für die Entwicklung des Tourismus im Oberland nichts aussagen und für die Essgewohnheiten der Industriellenfamilie Mumenthaler in Langenthal nicht viel mehr . . . Verzichtet man aber auf die Chronologie, so hat dies den «Nachteil, dass vom Betrachter wichtige geschichtliche Kenntnisse vorausgesetzt werden müssen» (Protokoll vom 28. Januar 1977).

Als Lösung wurde vorgeschlagen: Chronologische Übersicht am Anfang oder Schluss der Ausstellung, Arbeitsblätter mit den wichtigsten chronologischen Fakten, Farbsymbole mit gleichen Farben in allen fünf Themenkreisen für die entsprechende Zeitspanne.

Die relativ späte Lösung war die, dass die politische Geschichte mit einer Wand des Ausstellungsraumes die Zeitstruktur übernahm und dass Armee und Polizei an der Wand gegenüber diese Struktur repetierten (Fahnen der Epochen), womit von selbst eine Klammer für die übrigen nun vom chronologischen Zwang freien Ausstellungsteile entstand.

Ausgegangen war man bekanntlich von der für den Historiker, sein Verständnis, seinen Unterricht wichtigen Frage der Notwendigkeit und Möglichkeit der Visualisierung. Allerdings war durch die Ausrichtung auf eine vorerst theoretisch konzipierte Ausstellung sogleich die praktische Frage der Suche nach «Gegenständen» zumindest in bestimmten Gruppen in den Vordergrund getreten, sei es das Tafelsilber der Familie von Tscharner, seien es die Waffen und Uniformen der Milizen bernischer Einheiten. Andere Gruppen aber laborierten in mehr oder weniger luftleeren Räumen oder versuchten sich in gewagten Rekonstruktionen, wenn nun einmal der historische Gegenstand nicht aufzutreiben war. Warnend stellte man daher in der Sitzung vom 25. Februar 1977 fest:

«Bedingungen, welche unbedingt eingehalten werden müssen:

1. Die Ausstellung muss wissenschaftlich verantwortbar sein.
2. Sie muss Verständnis für die Arbeit des Historikers wecken.
3. Die Wertung soll auf dem Niveau der heutigen Forschung stehen.»

Von diesen Voraussetzungen konnte man an Überlegungen zum Zielpublikum gehen. Man postulierte: «Ausrichtung auf allgemein gebildete Laien». Dies implizierte die Frage der Popularisierung und ihrer Grenzen. Mit dem Verzicht auf die ästhetische Wertung gab man eben doch eine wichtige Attraktion preis – da hatte es die Ausstellung der «Burgunderbeute» leichter gehabt!

Man musste Wege finden, die weder schöne noch hässliche historische Realität so darzustellen, dass sie doch den Beschauer zu interessieren vermag. War dies durch Weckung eines Problembewusstseins unter Umständen möglich: «Methodik und Theorie müssen in die Ausstellung hineinlaufen, sie können evtl. exemplarisch aufgegriffen werden. Dennoch darf nicht zu viel Methode oder Theorie enthüllt dargelegt werden (wer liest das schon?), vielmehr stellen wir unsere Sicht der Dinge dar. Umstrittene Probleme können mit Fragestellungen dem Betrachter vorgelegt werden.»

(25. Februar 1977)

Damit war die didaktische Frage gestellt, die Rolle der Ausstellung für die Schule. Hier wählte man als Zielpublikum die Sekundarschule. Zum Glück hat unsere Universität die Ausbildung des Sekundarlehramts integriert, und es war ein leichtes, den Kontakt zu Absolventen dieser Abteilung zu gewinnen. Neben die fünf Ausstellungsgruppen trat damit eine «didaktische Gruppe» von museumspädagogisch interessierten Studenten. Ihre Überlegungen sind im vorliegenden Heft niedergelegt.

Mit der Frage der Popularisierung eng zusammen hing die Frage des Bezugs zur Gegenwart. An verschiedenen Sitzungen stand das Problem der Kontrastwirkung zur heutigen Zeit zur Frage. Wollte man den Vergleich mit aktuellen politischen Ereignissen ziehen, sollten Gänsekiel und Additionsmaschine kontrastiert werden oder das Trepanationsbesteck Albrecht von Hallers mit der Fotografie einer Intensivstation? Nach lebhafter Diskussion entschied man sich für den Verzicht. Massgebend dafür war die Überlegung, dass – wenn schon die hundert Jahre 1750 bis 1850 intensiv dargestellt werden sollte – die Vorführung von Gegenständen aus der heutigen Gegenwart ein ganz falsches Bild ergeben würde, d. h. ein Bild, das die langsame oder rasche Entwicklung in den letzten 130 Jahren unterschlüge. Ein bestimmtes historisches Denken – Fortschrittsglaube oder Kulturpessimismus – würde in unzulässiger Weise provoziert werden.

Schliesslich war noch ein weiterer grundsätzlicher Entscheid zu fällen. Die Frage nach der Rolle führender, überragender oder zumindest heute noch bekannter Persönlichkeiten. Aus diesem Zeitraum sind im bernischen Bereich noch präsent Albrecht von Haller und Jeremias Gotthelf; auch wohl Philipp Emanuel Fellenberg und etwa die Politiker von Steiger, Neuhaus und Stämpfli. Abgesehen davon, dass es keinen Sinn hatte, auf die Hallerfeier von 1977 zurückzukommen, wollte man bewusst die Zeit selber sprechen lassen, und da ist etwa Jeremias Gotthelf eben primär der Pfarrer Bitzius von Lützelflüh. Wenn man schon grundsätzlich auf das schöne Stück verzichtete als schönes Stück an sich, so musste man auch konsequenterweise auf den grossen Mann als grossen Mann an sich – wie es Gotthelf für die deutsche Leserschaft schon damals war – verzichten. Dies besonders in einem eidgenössischen Staats-

wesen, das fast noch mehr als andere – und zwar sowohl in seiner patrizischen wie in seiner liberal-demokratischen Epoche – nach dem Motto «servir et disparaître» zu handeln trachtete.

Es mag erstaunen, dass während eines ganzen Semesters sozusagen im Laboratorium experimentiert wurde und noch kein offizieller Kontakt zu Museen hergestellt war. Immerhin hatte man am 29. Januar 1977 die zufälligerweise aus ähnlichen Überlegungen konzipierte Sonderausstellung des Schweizer Landesmuseums in Zürich «Die Schweiz im 18. Jahrhundert / Politische Unbeweglichkeit – geistiger Aufbruch» besucht. Der Organisator, Martin R. Schärer, hatte die Freundlichkeit, uns nicht nur durch seine Ausstellung zu führen, sondern sich für theoretische Überlegungen in einer eigentlichen Seminarsitzung zur Verfügung zu stellen. M. Schärer ging wie wir davon aus, dass «didaktische und nicht ästhetische Prinzipien» die Gestaltung der Ausstellung zu bestimmen haben. «Die gezeigten Objekte sollten exemplarischen Charakter haben, man sollte an ihnen Grundsätzliches erkennen können.» Aber: «Der Zahltisch des Landvogts sagt nur sehr indirekt etwas aus über die Problematik der Untertanengebiete.» Es war beruhigend zu erfahren, dass man sich in Zürich mit den gleichen Problemen herumgeschlagen hatte; besonders günstig, dass die Zürcher Ausstellung chronologisch mit der ersten Zeithälfte der geplanten bernischen zusammenfiel.

Erst am Ende des ersten Semesters wurde der Kontakt mit dem bernischen Museum aufgenommen. Allerdings war man sich erst in ganz groben Zügen einig und erst der Kontakt mit der Praxis des Museums ermöglichte es nun, über das Diskutieren im leeren Raum hinauszukommen, bzw. es in einen ganz bestimmten Raum, den Caesarsaal des Museums zu transponieren. Und allmählich – kundig beraten von den Museumsexperten – fielen die Vorstellungen von «Schnitten», «Zwangsweg», «thematischem bzw. chronologischem Weg», von «Zwei- und Dreidimensionalität» dahin. Es kam zur oben skizzierten Lösung der zwei «chronologischen Wände» und der Verteilung der drei andern Gruppen im Raum – wobei Demographie und Kultur via Schulbildung miteinander verbunden werden konnten.

Und nun konnten allmählich die ungeahnten, verborgenen und schier unerschöpflichen Schätze des Museums an den Tag gefördert werden. Allmählich zeigte es sich, dass immer weniger Leihgaben von auswärts nötig wurden. Was die schriftlichen Dokumente betrifft – so waren natürlich die bernischen Archive und Bibliotheken (Staatsarchiv, Stadt- und Universitätsbibliothek, Burgerbibliothek) sowie die Landesbibliothek anzugehen. Hier wusste man aus Erfahrung, dass man auf Unterstützung zählen konnte.

Vom Herbst 1977 an war es so weit, dass man mit gutem Gewissen sich um Geldgeber bemühen konnte; denn eine solche nur partiell museumseigene Ausstellung stellt relativ hohe finanzielle Anforderungen.

Inzwischen hatte sich allerdings die studentische Gruppe auf einen festen Kern konzentriert. Wie vorauszusehen hatten Studienabschlüsse, berufliche Veränderungen und Beförderungen – aber auch Desinteresse – die Reihen allmählich gelichtet. Ein Glück war es, dass pro Gruppe ein bis zwei studentische Mitglieder bei der Sache blieben. Schliesslich konnten die Aufgaben im Museum selbst, die vom Jahresbeginn 1978 zu einer Dauerbeschäftigung wurden, von den zwei Assistenten der Schweizergeschichte übernommen werden, soweit dies die Mitarbeit des Instituts betraf, denn von diesem Zeitpunkt an konnte das Museum sich fest auf diese Aufgabe konzentrieren.

Zu Beginn des Sommersemesters 1978 wurde der Kontakt mit der Schule intensiviert, d.h. derjenige mit der «Schulpraxis» und der Lehrerfortbildung.

Wenn die Ausstellung am 15. November 1978 eröffnet wird, so liegen ziemlich genau zwei Jahre Beschäftigung mit dem Thema hinter der schweizergeschichtlichen Abteilung des Historischen Instituts. Man war von einem wissenschaftsmethodischen Problem zur konkreten Aufgabe der Gestaltung einer bestimmten Ausstellung gelangt. Zu den normalen Aufgaben der Lehre, zu den Forschungsunternehmen war – erstmals wohl in der Geschichte des historischen Fachbereichs unserer Universität – das getreten, was in Ethnologie, Prähistorie und Kunstgeschichte zum Bestand der Aufgaben gehört: die Gestaltung einer Ausstellung.

Es bleibt das Problem der «Visualisierung von Geschichte» allerdings weiterhin bestehen, auch die Frage, inwiefern der «normale» Seminar- und Vorlesungsbetrieb mit Mitteln der Visualisierung bereichert werden kann. Lichtbilder, Schallplatten sind hier Medien, die partiell schon eingebaut sind. Der eigentliche «Gegenstand» aber kann wohl nur in dieser Form, in Form einer Ausstellung und in Verbindung mit einem Historischen Museum eingebaut werden. Wir hoffen allerdings, dass diese Ausstellung so und so viel Anregung bringen werde, nicht allein für die «gebildeten Laien», die Schulen, sondern auch für den akademischen Unterricht.

F. de Capitani, R. Zimmermann u.a.:

Vom Berner Bär zum Schweizerkreuz – aus der Geschichte Berns 1750-1850

Überblick über die Ausstellung

Eine Ausstellung zur bernischen Geschichte zwischen 1750 und 1850 muss verschiedene Entwicklungen aufzeigen können: Die revolutionäre Ablösung des absoluten aristokratischen Régimes durch die bürgerliche Demokratie prägt den gesamten Zeitraum in der politischen Geschichte. Ihr liegen jedoch die bevölkerungsgeschichtlichen Entwicklungen, die Veränderungen der Wirtschaftsstruktur und die Neugestaltungen im kulturellen Bereich, d.h. von Schule, Wissenschaft, Kirche und Öffentlichkeitsarbeit insgesamt zugrunde. Vorab der strukturelle Wandel in verschiedensten Bereichen, häufig in der Richtung eidgenössischer Vereinheitlichung hin zum Bundesstaat von 1848 (vgl. den Ausstellungstitel), soll in der Ausstellung anschaulich erfassbar werden. Die Schwierigkeiten, dazu entsprechende und aussagekräftige historische Gegenstände zu finden, waren teilweise immens.

Von der Aristokratie zum demokratischen Freistaat

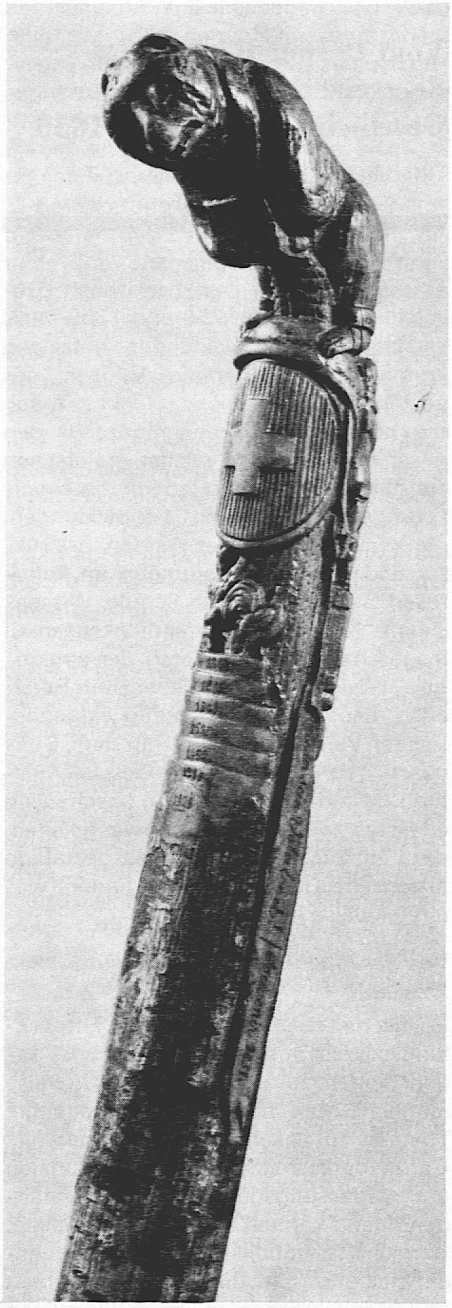
Politische Geschichte in einem Entwicklungsprozess ausstellungsgerecht mit Gegenständen zu zeigen, ist nur teilweise möglich. Man hat sich auf bestimmte Themen zu beschränken, die aber fürs Ganze repräsentativ sind. Die territorialen und verfassungsgeschichtlichen Veränderungen können grafisch, Konflikte, Herrschaftssymbolik und Verwaltungsentwicklung mit Bildern, Dokumenten und Gegenständen in ihrem jeweiligen historischen Zusammenhang gezeigt werden.

Viermal änderten sich die Grenzen des Kantons Bern im betrachteten Zeitraum. Aus dem von Westen nach Osten orientierten Staatsgebiet des Ancien Régimes

wurde das nord–süd-orientierte des 19. Jahrhunderts. Zu einem grossen Teil entzogen sich diese Veränderungen den Einflussmöglichkeiten der betroffenen Einwohner; sie wurden von Aussenstehenden beschlossen.

Auch die Verfassung des Staates unterlag tiefgreifenden Veränderungen. Aus dem Gebiet der Verfassungsgeschichte wird nur ein Aspekt herausgegriffen, nämlich die Verbreiterung (hier Demokratisierung) der politischen Trägerschaft und, damit verbunden, die Ablösung des alten Selbstergänzungssystems durch die allgemeine Volkswahl. Wir haben es hier nicht mit einer kontinuierlichen Entwicklung zu tun; in engem Zusammenhang mit der europäischen Politik machte auch Bern die grossen Bewegungen der Zeit mit: Revolution, Restauration, liberale Bewegung in den dreissiger Jahren. Immerhin, die Tendenz der Entwicklung ist eindeutig und kann deshalb grafisch aufgezeigt werden.

Die Veränderungen im Territorium und in der Verfassungsentwicklung waren von Konflikten begleitet, die teilweise auf diese Veränderungen hinarbeiteten, teilweise als Reaktionen auf diese Veränderungen zu begreifen sind. Die wichtigsten Konflikttypen und die entsprechenden Ereignisse können in der Ausstellung gut mit historischen Illustrationen, Dokumenten und Gegenständen dargestellt werden. – Die Henziverschwörung 1749 entstand aus den Spannungen innerhalb der privilegierten Bürgerschicht. Sie tendierte auf eine vertikale Erweiterung der politischen Trägerschaft, also innerhalb der Stadtbürgerschaft. Die Unruhen vor der französischen Revolution im Waadtland und anderswo im untertänigen Gebiet zeigen Spannungen, die sich aus der ausschliesslichen Konzentration der politischen Macht auf die Hauptstadt ergaben. Die Lösung des Waadtlandes von Bern und die Erweiterung der politischen Basis gehen hier Hand in Hand. Das Eingreifen Frankreichs 1798 löste so einerseits alte Konfliktsituationen, schuf aber neue. Die Teilung des Kantons und seine Unterstellung unter eine straffe Zentralregierung schufen die Voraussetzungen für den Stecklikrieg. Schliesslich brachte die Mediation eine Verfassung, die die Errungenschaften der Revolution z.T. bewahrte, aber die Traditionen des alten Staates weiterführte. Wiederum durch ausländisches Eingreifen, diesmal von Seiten Österreichs, kam es zur Restauration und durch Beschluss des Wiener Kongresses zum Anschluss des Juras an Bern. Beides schuf Spannungen, die immer wieder zu Konflikten führten. Die Verfassungskämpfe von 1830 und 1846 brachten dann eine demokratische Verfassung und schlossen die Entwicklung zu einer breiten politischen Basis auf der Grundlage der Volkswahl ab. Der Jura blieb ein Problem für Bern, und Bern ein Problem für den Jura. Neue Herausforderungen erwuchsen im 19. Jahrhundert aus der Stärkung der Eidgenossenschaft. Die Spannungen zwischen den Kantonen entluden sich schliesslich an der konfessionellen Frage; der Sonderbundskrieg ebnete den Weg vollends für den Bundesstaat, der zum dominierenden Faktor der politischen Auseinandersetzung wurde.



1. Der abgebildete Spazierstock mit dem Leierkasten-Bären als Handgriff und vielen politisch motivierten Schnitzereien gibt unzählige Hinweise auf den Kampf zwischen Konservativen, Liberalen und Radikalen am Ende des Ausstellungszeitraums.

2. Die rigorose Durchsetzung der Badener Artikel (Beschluss der regenerierten Kantone 1834, u.a. die staatliche Aufsicht in Kirchenbereichen, wie Priesterseminarien usw., zu verstärken) führte 1836 zu Unruhen im Jura. Die abgebildeten Schilder waren an Religionsbäumen befestigt; sie geben Aufschluss über Widerstandsmotive und -methoden.

Das Selbstverständnis des Staates repräsentiert sich in der Darstellung des Souveräns. Hiezu ausstellungsgerechtes Material zu beschaffen, war vor allem für die ältere Zeit nicht sonderlich schwierig. Der souveräne Grosse Rat des Ancien Régimes äusserte sich in einer ausgebauten Symbolik: Szepter, Thron, Barett, Tracht usw. unterstrichen seine Stellung als höchste Gewalt. Der Übergang zur Souveränität des Volkes zeigt sich deutlich darin, dass immer mehr Volksveranstaltungen, namentlich Feste, zum Mittel politischer Selbstdarstellung wurden. Auch hier trat der eidgenössische Aspekt immer mehr in den Vordergrund; das Anknüpfen an eine gemeinsame Schweizergeschichte, wie es sich an Wilhelm Tell (vorab in der Helvetik) zeigte, weist darauf hin.

3. Tell, der «Tyrannenmörder», kommt während der Helvetik, u. a. mit dem abgebildeten Siegel, und zur Zeit der Regeneration, als Symbol bürgerlich-demokratischer Herrschaft zu neuer Bedeutung.

Vereinheitlichung der Verwaltung

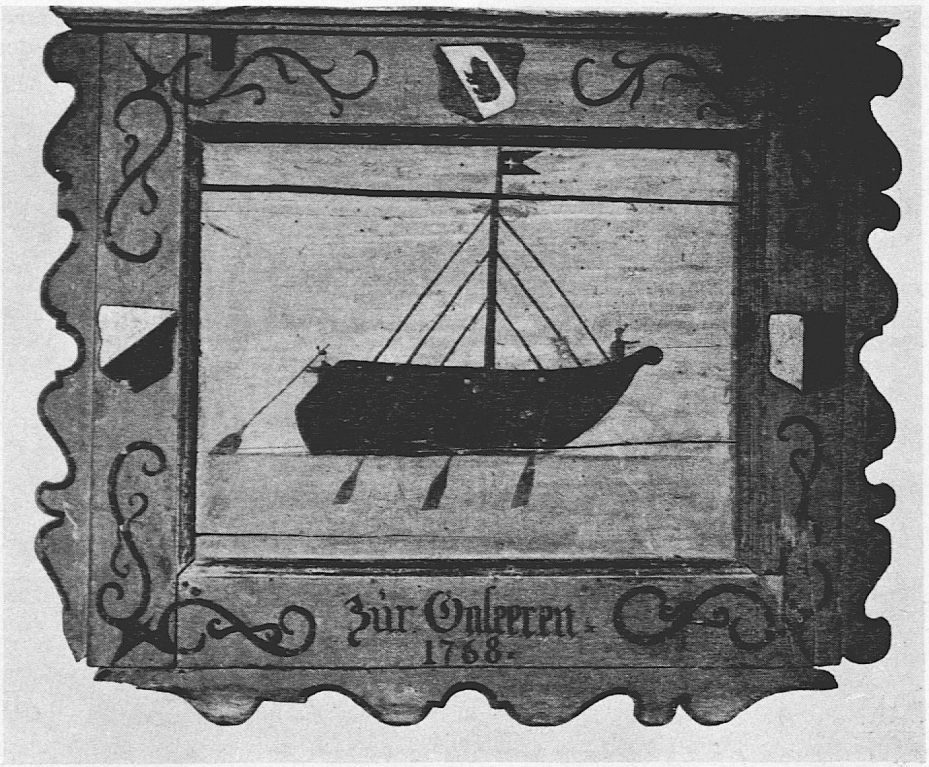
Der Übergang zu einer breiten Abstützung der Politik und der immer mehr in den Vordergrund rückende eidgenössische Aspekt der bernischen Geschichte gingen parallel zu einer Intensivierung und Ausweitung der Aufgaben des Staates. Die Folgen der wirtschaftlichen Veränderungen der Zeit zeigten sich für den Staat in der Notwendigkeit einer neuen Verwaltungsstruktur. Dies kann am Übergang von einer auslaufenden Natural- zur reinen Geldwirtschaft und der Schaffung eines vereinheitlichten Systems von Mass, Gewicht und Geld gut verdeutlicht werden:

Mass und Gewicht wurden in der Helvetischen Republik unter französischem Druck einheitlich definiert. Diese Einheit zerfiel zwar nach 1815, doch die Anlehnung an das metrische System auf dem Weg von Konkordaten drängte sich bald auf. Der eidgenössische Kompromiss bereitete die endgültige Einführung des Meters und des Kilos vor: Man mass zwar weiterhin in alten Masseinheiten, doch wurden diese auf die neuen Masse und Gewichte ausgerichtet. – Eine ähnliche Entwicklung spielte sich im Geldwesen ab. Hier allerdings konnte kein System bis 1848 das ganze Gebiet der Eidgenossenschaft abdecken. Bern dominierte in der westlichen Schweiz mit seinem an Frankreich orientierten Münzsystem, das auf dem Batzen beruhte. Seit dem 18. Jahrhundert setzte sich der Franken als Obereinheit durch, der trotz allen Verfassungsumschwüngen Bestand hielt und schliesslich 1848 – nach einer Angleichung seines Wertes an den Französischen Franken – die Währung des Bundesstaates wurde.

Militär und Polizeiwesen

Hier zeigt die Ausstellung hauptsächlich die Entwicklung in Richtung einer eidgenössischen Armee. Aus den nur sehr lockeren Zusammenhängen der einzelnen Kantonsarmeen des Ancien Régimes entstand schon vor dem Bundesstaat eine immer mehr zentralisierte eidgenössische Truppe. Vorerst auf kantonaler Ebene, später auf eidgenössischer Ebene wurde versucht, den Ausbildungsstand der Soldaten und Offiziere den Anforderungen moderner Kriege anzugleichen. Dazu musste die auch im Kanton extrem föderalistische Organisationsform der Armee immer mehr gestrafft werden, um auch eine gewisse Ausgeglichenheit innerhalb der Truppen zu erreichen. – Eine gewisse Funktion, wenn auch eine immer schwächer werdende, hatten die Solddienste. Noch waren viele Schweizer in ausländischen Diensten. Diese verloren jedoch immer mehr an Attraktivität, da Soldtruppen nicht mehr den Organisationsformen und den Anforderungen der modernen Truppenführungsprinzipien entsprachen. Allein in der napoleonischen Zeit erlebten die Solddienste noch einmal einen vorübergehenden Aufschwung.

Seit dem 19. Jahrhundert setzte sich eine tendenzielle Humanisierung des Strafvollzugs durch, die in Bern recht weit getrieben worden ist. Die faktische, dann die gesetzliche Aufhebung der Tortur kennzeichnet diese Entwicklung. In diesem Zusammenhang ist die Entwicklung eines modernen Gefängniswesens, die Verbesserung der Prozessordnung und die Schaffung moderner Gesetzbücher zu zeigen. – In den Ausstellungszeitraum fällt die Entstehung der Polizei. Im Ancien Régime hatten nur rudimentär Landjägercorps bestanden. Die deutliche Trennung von militärischem und polizeilichem Bereich kam erst mit der Entstehung einer eigentlichen Polizei.



4. Dieses Wirtshausschild will den Ausstellungsbesucher auf die Galeere als zeitgenössisch gebräuchliches Transportmittel aufmerksam machen. Übrigens hatten die Berner Truppen im 18. Jahrhundert Galeeren auf dem Genfersee stationiert.

Wandel in Wirtschaft und Verkehr

Wirtschaftsgeschichtliche Zusammenhänge nehmen in der Ausstellung einen bedeutenden Raum ein. Sind sie es doch, die u.a. als Folge demografischer Entwicklungen wiederum entscheidend die kulturellen und politischen Strukturveränderungen beeinflussen. Entsprechend dem vielschichtigen Erscheinungsbild der Wirtschaft im Kanton Bern der betrachteten Zeit, ergeben sich ebenso vielgestaltig die Probleme, wenn es darum geht, diese Wirtschaftsgeschichte anschaulich zu dokumentieren.

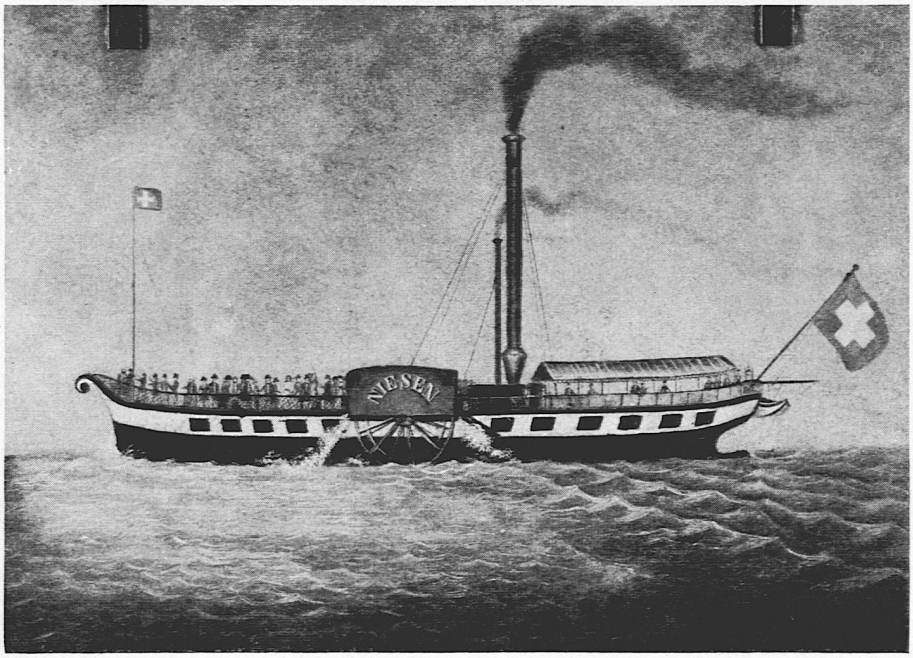
Zu zeigen ist einerseits eine Landwirtschaft, die fast unangefochten die bernische Wirtschaftsverfassung dominierte, wobei hier mit neuen Produktionsformen – die Dreizelgenwirtschaft verschwand in der Zeit – und neuen Produkten – vorab die Kartoffel – ein Umstrukturierungsprozess darzustellen ist, der sich über die ganzen hundert Jahre hinzog. Andererseits kann die intensivierte Entwicklung in anderen Wirtschaftsbereichen nicht übersehen werden: Gewerbe und Industrie halten sich zwar, gesamtschweizerisch gesehen, in bescheidenem Rahmen. Jedoch haben neben den ebenfalls erstarkenden heimischen Handwerken die Leinenindustrie im Oberaargau und im Emmental und hauptsächlich die neu entstandene Uhrenindustrie im Jura gesamtschweizerische Bedeutung. Das Bankwesen, das im 18. Jahrhundert unter obrigkeitlicher Leitung auf Auslandinvestitionen spezialisiert war, wandte sich im 19. Jahrhundert vermehrt den Bedürfnissen der heimischen Gewerbe zu. Hinzu kommt ein stetiger Bedeutungszuwachs des Tourismus, der die fehlende Industrialisierung im Oberland aufzuwiegen vermochte. Für alle Wirtschaftsbereiche bedeutend war die bessere verkehrspolitische Erschliessung: Der systematisch betriebene Ausbau des Strassennetzes, neue Transportmittel und die Neuorganisation des Postwesens ermöglichten eine intensivere Versorgung des Kantons mit Gütern und Nachrichten und brachten für die wirtschaftliche Verwertung die allgemein nötige grössere Mobilität.

Will man diese Zusammenhänge anschaulich darstellen, bieten sich einmal kartografische Mittel an. So wurden zum Bankwesen, zum Verkehr und zum wirtschaftshistorischen Erscheinungsbild allgemein speziell für die Ausstellung Karten hergestellt. Landwirtschaft, Gewerbe und Industrie wird zudem mit konkreten historischen Gegenständen illustriert. Mit Arbeitsgeräten, Maschinen, Stoffen, Uhren und mit bildlichen Darstellungen und Plänen können die verschiedenen Tätigkeiten, die neuen Arbeitsmethoden und die Technisierung sowie die neuartigen Produkte veranschaulicht werden. Zur Visualisierung verkehrshistorischer Entwicklungen dienen Darstellungen der verschiedensten Transportmethoden zu Wasser und zu Land und Modelle von neuen Transportmitteln. Mit Touristenausrüstungen, Bildern zur aufkommenden Hotellerie und historischen Souvenirs können Hinweise auf den erstarkenden Tourismus und die Anfänge des Alpinismus ausgestellt werden.

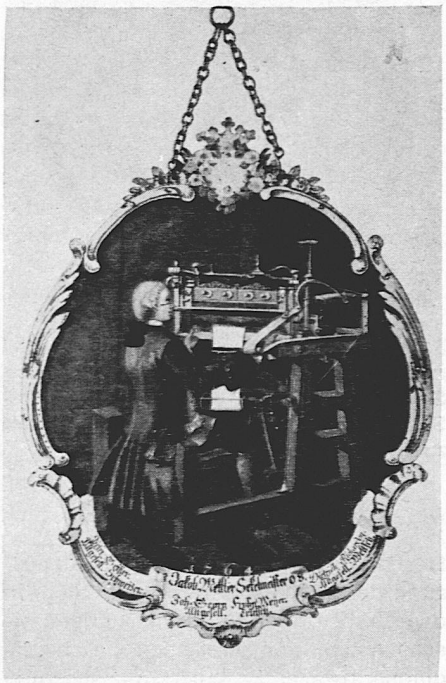
Bei der Auswahl der Gegenstände wurde darauf geachtet, dass die Zusammenhänge innerhalb der bernischen Wirtschaftsstruktur erkennbar sind. Die Beziehungen zwischen Verkehrsentwicklung, intensiverer Versorgung der Bevölkerung mit Gütern und Nachrichten, der wenigen aufkommenden Industrien und den Anfängen des Tourismus im Oberland müssen nachvollziehbar sein. In der Ausstellungsgestaltung und mit der Auswahl der Gegenstände musste die weithin dominierende Rolle der Landwirtschaft klar zum Ausdruck gebracht werden.

Bevölkerungsentwicklung

Man ist daran gewöhnt, dass die Bevölkerungs- und Sozialgeschichte meist mit Zahlenreihen und Statistiken vermittelt wird. Für die Ausstellung, die Geschichte veranschaulichen will und hauptsächlich den historische bedeutsamen Gegenstand in den Vordergrund stellen möchte, wäre diese Form nicht tragbar. – Wie bei ähnlichen Aussagekomplexen in anderen Bereichen der Ausstellung, machte hier die Frage, wie die demografische Entwicklung, die soziale Unterschiede zwischen 1750 und 1850 mit visuellen Mitteln erfassbar und durch sie auch ersichtlich werden, einige Schwierigkeiten. Es galt, sich auf Wesentliches zu beschränken: Bevölkerungswachstum, Kindersterblichkeit und mittleres Sterbealter



5. Gegen Ende der Ausstellungszeitspanne fuhren die ersten Dampfschiffe auf den bernischen Seen.



6. Dieses Firmenschild aus dem 18. Jahrhundert bildet die Arbeit an einer Strumpfmaschine ab, wovon ein Originalexemplar in der Ausstellung zu sehen ist.

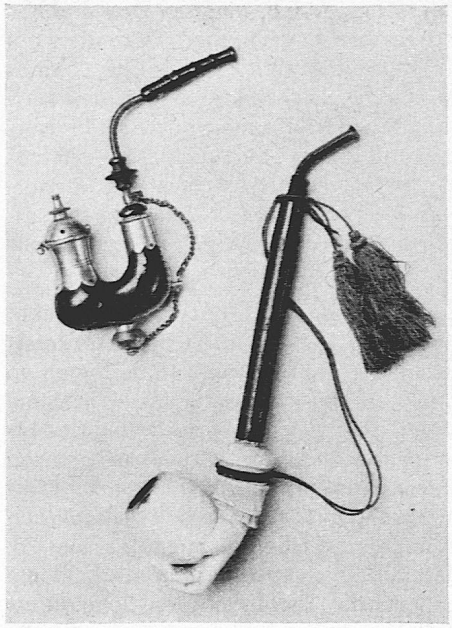
werden mit Grafiken veranschaulicht. Dabei soll nicht nur die jeweils allgemeine Entwicklung im Staat Bern gezeigt werden, sondern es wird zusätzlich auch eine schichtspezifische Aufschlüsselung vorgenommen.

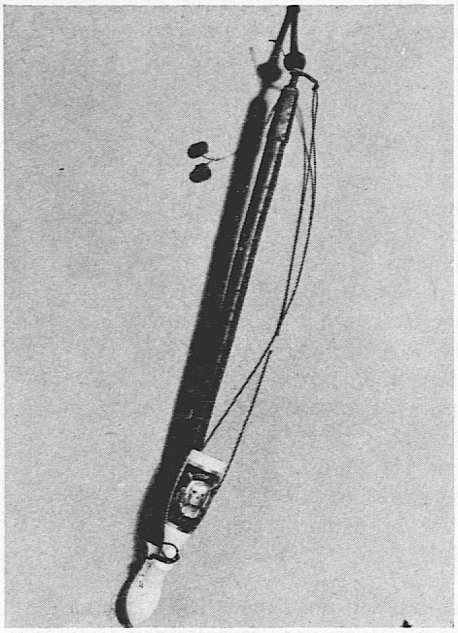
Soziale Unterschiede

Grundsätzlich kann man davon ausgehen, dass in Bern, wie in Europa allgemein, die Bevölkerung in der betrachteten Zeitspanne angewachsen ist, die Kindersterblichkeit abgenommen hat und die Sterbealter höher werden. Dass diese generellen Entwicklungsrichtungen schichtspezifisch und regional differieren, ist bekannt. Exaktes statistisches Material dazu fehlt jedoch. Um dennoch nicht allein bei allgemeinen bevölkerungsgeschichtlichen Aussagen bleiben zu müssen, sind für die Ausstellung bei drei typischen Familien genealogische Untersuchungen gemacht worden. Als bäuerlichen Unterschichtstyp aus dem Oberland wählte man die Familie Klossner aus Diemtigen, für kleinstrebende Mittelschicht, die Familie Mumenthaler aus Langenthal (aufkommender mittelländischer Industrieort) und als hauptstädtisches Oberschichtsbeispiel die patrizische Familie von Tscharner. Mit den schicht- bzw. familienspezifischen Abweichungen von der allgemeinen Entwicklung werden bevölkerungsgeschichtliche Schwerpunkte sichtbar, deren Auswirkungen sich in anderen Ausstellungsbereichen niederschlagen. Wenn Unterschichtsfamilien schneller anwachsen als Oberschichtsfamilien, hat das politische und soziale Folgen.

Auch zur Visualisierung sozialgeschichtlicher Aussagen eignen sich die drei Familien äusserst gut. Sie ermöglichen den Einstieg für die Darstellung der sozialen Schicht, der sie zugehören, und gestatten zusammen betrachtet die Veranschaulichung der grossen sozialen Unterschiede. Auch hier galt es, aus verschiedenen Darstellungsmöglichkeiten die geeignetsten auszuwählen. Wenn nun dafür in erster Linie die Ess- und Trinksitten gezeigt werden, so liegt das weitgehend im dazu vorhandenen hervorragenden Anschauungsmaterial begründet, aber auch in der tatsächlich grossen Aussagekraft der verwendeten Gegenstände. Mit drei unterschiedlich gedeckten Tischen können die verschiedenen Ausstattungsmöglichkeiten gezeigt und damit die materiellen Standesunterschiede repräsentativ dargestellt werden. Zusätzliche Gegenstände des täglichen Gebrauchs (vgl. die abgebildeten drei Tabakpfeifen) ergänzen den gewonnenen Eindruck. Die sozialen Unterschiede in der täglichen Lebensweise, die dadurch gegebenen Differenzen im Selbstbewusstsein, die Ausbildung einer nichtpatrizischen Mittelschicht, der aufstrebenden künftigen Oberschicht, im ganzen also die sichtbaren materiellen Unterschiede zu zeigen, ist eine Ausstellung sehr gut geeignet. Weit besser als es Beschreibungen in Büchern jemals vermöchten, können hier historische Aussagen und Zusammenhänge konkretisiert werden.

Das gilt auch für jenen Teil der Ausstellung, der dem Kind gewidmet ist. Es geht dort darum, die damals entstehende «Welt des Kindes» zu zeigen, d.h. die dafür gegebenen äusseren Normen und die Selbstentfaltungsmöglichkeiten des Kindes. Kleinkinderpflege, Taufsitten, Kinderverhalten anhand von Spielarten und Spielzeug können in ihrer historischen Bedeutung und im Rahmen der Ausstellungsthematik anschaulich und aussagekräftig vermittelt werden. Die Beziehungen zwischen der Kinderwelt und der Erwachsenenwelt – diese dominiert ja die Ausstellung – sind nachvollziehbar. Leider ist hier der schichtspezifische Unterschied mangels Material aus unterschichtigem Milieu nicht darzustellen. Der Gegensatz zu spielenden Oberschichtskindern, nämlich der gesamte Problemkreis um z.T. bereits in der Fabrik arbeitende Unterschichtskinder, ist deshalb nur im wirtschaftsgeschichtlichen Teil der Ausstellung enthalten.





7 und 8. Die drei Tabakpfeifen sind ein Beispiel dafür, wie in der Ausstellung versucht wird, sozialgeschichtliche Aussagen mit jeweils schichtspezifisch vergleichbaren Gegenständen zu machen. Die abgebildeten Exemplare sind von links nach rechts der bäuerlichen Unterschicht, der patrizischen Oberschicht und der akademisch-bürgerlichen Mittelschicht zuzuordnen.

9. Der «Welt des Kindes» und darin der Kleinkinderpflege ist auch ein Teil der Ausstellung gewidmet. In unserer Gegend lassen sich keine Ammen nachweisen, dafür verbreitet sich in der Zeit die Milchflasche («Ämmeli») hierzulande.

Die Anforderungen an Schule und Wissenschaft

Innerhalb der Ausstellung sehr wichtig sind auch die Entwicklungen in Schule und Wissenschaft, die stark mit anderen historischen Strukturkomplexen zusammenhängen. Anhand von Schulbüchern, Bildungsgängen und einschlägigen Materialien, die sowohl die Anforderungen der sich verändernden Gesellschaft an die neuen Wissenschaftsbereiche als auch deren praktische Anwendung zeigen, soll der Bereich um Wissenserarbeitung und -vermittlung in seiner historischen Abhängigkeit gegenständlich eingefangen werden.

Seit dem 18. Jahrhundert finden wir eine Dreiteilung der Schulen. Neben den althergebrachten Volksschulen und Hohen Schulen entstanden die Kunstschulen, die Vorläufer der Sekundarschulen. Die Volksschule erlebte in der Zeit eine grundlegende Neugestaltung: Aus dem rudimentären Lese- und Schreibunterricht mit Hilfe des Kathechismus wurde eine umfassendere Grundbildung anhand von geeigneten Schulbüchern. Diese Erweiterung der Volksschule (seit der Helvetik) bildete die Voraussetzung für die Anforderungen, die in der wirtschaftlichen und politischen Welt des 19. Jahrhunderts gestellt wurden. – Aus denselben Anforderungen entstanden auch die Kunstschulen und die daraus entwickelten Sekundarschulen. Der hier gebotene ausgebaute Rechenunterricht und der Unterricht in Fremdsprachen (Französisch) entsprachen mit anderen Realfächerangeboten den sozialen Gegebenheiten und wirtschaftlichen Erfordernissen der Zeit. – Genauso ist der Übergang der alten Theologenhochschule zu einer modernen Universität zu sehen. Die Ausbildung von Ärzten, Juristen und Wissenschaftern wurde ebensowichtig wie die Heranbildung von Pfarrern. Die ganze Entwicklung ist nicht zu verstehen ohne den Hintergrund der Lockerung der Bindungen zwischen Kirche und Schule.

Überdies müssen die Schulen auf dem Hintergrund der sozialen Strukturen und Entwicklungen gesehen werden. Der starke Zusammenhang zwischen sozialer Herkunft und Möglichkeit des Schulbesuchs lockerte sich zwar in unserer Zeit, blieb aber für die Bildungsmöglichkeit des einzelnen weitgehend dominierend. Die gesteigerten Anforderungen in den meisten Arbeitsbereichen verlangten eine Verbesserung des Bildungsstandes in allen Schichten, wobei jedoch innerhalb des Sozialgefüges vorwiegend der bürgerliche Mittelstand eine Verbesserung seiner Position als Öffnung gegen oben erreichte.

Die Wissenschaften waren geprägt durch ein neues Verhältnis von Lehre und Forschung einerseits und Praxis andererseits. Am Problem der Nutzanwendung medizinischer Forschungsergebnisse in der ärztlichen Versorgung soll untersucht werden, wie weit das traditionelle Nebeneinander von Lehre/Forschung und Praxis aufgebrochen und der Anspruch auf vermehrte Vermittlung zwischen den beiden Bereichen erfüllt wurde. Wird ersichtlich, dass aus dem Nebeneinander von medizinischer Forschung und medizinischer Tätigkeit im 18. Jahrhundert eine engere Verbindung der Teilgebiete entstand? Auf dem Gebiet des Impfens kam die Vermittlung allmählich zustande, während die Chirurgie trotz bahnbrechender Forschungsergebnisse und verbesserter Spitaleinrichtungen noch am Problem der mangelnden Keimfreiheit scheiterte. Mit einfachsten Mitteln bot die traditionelle ärztliche Praxis weiterhin ihre Hilfe an. Vor allem auf dem Lande gab es viele Naturheilkundige. Am meisten Materialien sind dabei von Micheli Schüpbach aus Langnau im Emmental erhalten, woraus aber eher zu schliessen ist, dass er wohl der berühmteste und originellste, nicht aber ein typischer Vertreter seiner Zunft war, weil er deren Durchschnitt bei weitem überragte.

Mittel und Wege der Meinungsbildung

Zwei Medien standen im Vordergrund der Verbreitung von Ideen im 18./19. Jahrhundert: die Druckerzeugnisse und die Gesellschaften. Die bessere Schulung breiter Schichten und die Verbesserungen in der Druckereitechnik erlaubten seit dem 18. Jahrhundert ein ungeheures Anwachsen der Publikationsflut. Neben Flugblättern und Broschüren in grosser Zahl gewannen die Zeitungen immer grösseres Gewicht. Das Angebot an Ausstellungsgut zeigt sich entsprechend günstig. Die Meinungsbildung geschah seit dem 19. Jahrhundert auf dem Weg der Presse. Einem solchen Anwachsen der Publikationen war die Zensur nicht mehr gewachsen. Das obrigkeitliche Instrument der Überwachung der Meinungsbildung versagte seit dem Ende des 18. Jahrhunderts. Die Zensur belästigte zwar die Publizierenden, bekam aber die Meinungsbildung nicht in den Griff.

Als die Zeit der Zensur 1831 mit der Gewährleistung der Pressefreiheit endgültig zu Ende ging, fand man andere Möglichkeiten der Einflussnahme auf den Meinungsbildungsprozess, sei es dass die Regierung nachträglich eingriff, sei es dass auch sie sich mit dem Mittel der Publikation in die Auseinandersetzung einschaltete. Speziell die ersten demokratischen Regierungen wussten sehr gut ihre eigenen pressepolitischen Machtmöglichkeiten auszuspielen.

10. Die Verbreitung von Ideen wurde sowohl durch die gelockerten Zensurmassnahmen als auch mit neuen Druckmethoden erleichtert. Ideenträger waren häufig die aufkommenden Vereine und Gesellschaften. Das Bild zeigt den Siegelabdruck der Ökonomischen Gesellschaft, welche durch Broschüren und Preisausschreiben neue landwirtschaftliche Anbauformen förderte.

Die Gesellschaften, ob Freimaurerlogen oder Salons, Schützengesellschaften oder frühe Studentenverbindungen, Sänger- oder Turnvereine, bildeten den anderen Pol der Meinungsbildung. Besonders gut sehen wir das an der bernischen Ökonomischen Gesellschaft, in der die wirtschaftlichen Reformen durchdacht wurden und wo man versuchte, sie weiterzuvermitteln. Die Gesangsvereine, Schützenvereine usw. des 19. Jahrhunderts setzen diese Rolle als Katalysatoren gesellschaftlicher Bewegungen fort.

Das gestiegene Informationsangebot durch die Verbesserung der Druckereitechnik stellte höhere Anforderungen an die Aufnahmefähigkeit des Einzelnen. Die Grundlagen zur Bewältigung des Informationsangebots hatten die Schulen zu schaffen. Als eines der Mittel zur Meinungsbildung kann die *Lehrerbildung* betrachtet werden. Hatten bis ins 18. Jahrhundert entweder unausgebildete Lehrer oder Theologen den Schulunterricht erteilt, so verlangte nunmehr die Entwicklung nach ausgebildeten Lehrern. Der Staat war es, der die Bildung von Volksschullehrern an die Hand zu nehmen versuchte.

Beim Aufbau der Lehrerbildung («Normalkurse») prallten die verschiedenen bildungspolitischen Ansätze hart aufeinander. Philipp Emanuel von Fellenbergs vielschichtiges Bildungsunternehmen von Hofwyl und im Kontrast dazu einige Ideen Pestalozzis sind dabei etwas ausführlicher dargestellt.

Die Alpen in der Sicht der Zeitgenossen

Die Fragen der Zeit spiegeln sich in der Auseinandersetzung mit der Umwelt. Am Beispiel der Auseinandersetzung mit den Alpen wird versucht, einige Aspekte dazu herauszuarbeiten. Die Alpen galten als Lebensraum; immer mehr wurde die Schweiz als Alpenland verstanden. In der Wissenschaft, in der Kunst, in der Dichtung usw., auf allen Ebenen der menschlichen Beschäftigung nahmen die Berge einen breiten Raum ein. Die Alpen als Leitthema zur Erfassung der historischen kulturellen Tätigkeit eignen sich sowohl von ihrer Bedeutung als auch von der Visualisierbarkeit her sehr gut.
Im Einzelnen werden drei Bereiche näher gezeigt: die Alpen in der Dichtung und ihre Rezeption, ausgehend von Albrecht von Haller, in der Geologie und Kartographie (Studer, Gruner) und schliesslich die Alpen als Kristallisationspunkt der schwierigen Identitätsfindung des entstehenden Bundesstaates in allen Bereichen des Lebens. Gerade in der Volkskunst findet sich das «Volk der Hirten», als welches sich die Schweizer seither verstehen.

11. Vom Dichter über den Wissenschafter zum Kunsthandwerker des abgebildeten Milchmelchters sowie bei Festen sind Alpen, Hirten, «Volk der Hirten» zentrale Themen zur Auseinandersetzung der Zeitgenossen mit ihrer Umwelt.

Zwei Landeskirchen, viele Freikirchen

Grossen Veränderungen ist die Stellung der Kirche unterworfen. Im Ancien Régime ein Teil der Obrigkeit, die jeden Menschen umfasste, ihn von der Geburt bis zum Tode begleitete und registrierte, wurde sie eines grossen Teils ihrer Aufgaben innerhalb des Staates enthoben. Mit der Angliederung des Juras entstand auch eine zweite Landeskirche, so dass die traditionelle Identität von Kirche und Staat endgültig auseinanderbrach. Dennoch blieben die Landeskirchen bis zur Entstehung des Bundesstaates wichtige Säulen des Staates. Neben den Landeskirchen existierten schon immer freikirchliche Gruppierungen, die sich als Kirchen der Auserwählten verstanden. Sie lehnten die Eingliederung in den Staatsapparat ab. Am bedeutendsten waren die Täufer, die bezeichnenderweise die Kindertaufe und damit die staatliche Registrierung ablehnten. – Die unterschiedliche Haltung wird exemplarisch an der Einstellung zum Tod: Der Tod als Erlösung der Auserwählten für den Pietisten, der Tod als Los aller für den Orthodoxen. Grabmäler, Bilder, Urkunden und Taufzettel veranschaulichen hier Wandel und Zustand der Kirchen in der Zeit.

*

Die Ausstellung kann keinen vollständigen Überblick über die hundert Jahre zwischen 1750 und 1850 geben. Das ist weder möglich noch war es je beabsichtigt. Es geht darum, die wichtigsten Entwicklungen in Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur im weitesten Sinn und Politik darzustellen. Es soll ein gesamthafter struktur- und ereignisgeschichtlicher Eindruck der Zeit gewonnen werden, der die verschiedenen historischen Abhängigkeiten und deren Bedeutung aufdeckt. In der betrachteten Zeit haben sich die Rahmenbedingungen für Staat und Gesellschaft herausgebildet, die im Grundsatz heute noch gelten. – Kritisches Verstehen geschichtlicher Zusammenhänge ist notwendig. Die Ausstellung möchte dazu Hilfen bieten.

Barbara Waber und Silvia Tschanz:

Didaktische Hilfen zur Ausstellung

1. Arbeitsblätter

Im Beitrag «Schulklassen im Museum» wird auf die Notwendigkeit von Arbeitsblättern hingewiesen. Diesem Gedanken Rechnung tragend, wurde eine Anzahl derartiger kopierfertiger Unterrichtshilfen, abgestimmt auf die Ausstellung, erarbeitet. Die Blätter sollen dem Schüler die Ausstellung nahebringen und ihm die Verarbeitung des Stoffes ermöglichen, ohne dass der Lehrer durch einen unverhältnismässig hohen Arbeitsaufwand belastet wird. Sie nehmen Bezug auf die verschiedenen Themenkreise der Ausstellung und die Fotomontagen im eigens geschaffenen Didaktikraum und gliedern sich deshalb in zwei Gruppen. Weitere z.T. anspruchsvollere Arbeitsblätter (u.a. aus den Bereichen Landwirtschaft, Industrie, Tourismus und Bildung) sowie sonstige dem Ausstellungsbesuch dienende Unterlagen können am Eingang zur Ausstellung bezogen werden.

Die Arbeitsblätter weisen verschiedene Schwierigkeitsgrade auf. Es hat auch solche darunter, die durch die Schüler benutzt werden können, ohne dass das betreffende Stoffgebiet bereits behandelt worden ist. Selbstverständlich müssen nicht alle Blätter verwendet werden, der Lehrer soll vielmehr die ihm als wichtig oder nützlich erscheinenden auswählen. Die verschiedenen Themenkreise können durch die Schüler einzeln oder in Gruppen bearbeitet werden, auch die Beschränkung auf einen einzelnen Themenkreis ist denkbar.

Selbstverständlich knüpft die Ausstellung an historische Zusammenhänge früherer Zeiten an. Gerade für fortgeschrittene Klassen dürfte es reizvoll sein, derartige Zusammenhänge ausfindig zu machen. Verschiedene Arbeitsblätter nehmen auf diese Umstände Bezug, für deren Gebrauch dürfte sich aber ein vorheriges Auffrischen früher behandelter Stoffgebiete empfehlen.

Es erübrigt sich, darauf hinzuweisen, dass die Arbeitsblätter nur in der Ausstellung ausgefüllt werden können und dass der Lehrer zur Vorbereitung des Besuches und zur nachträglichen Kontrolle der Schülerarbeiten die Ausstellung vorgängig besuchen muss.

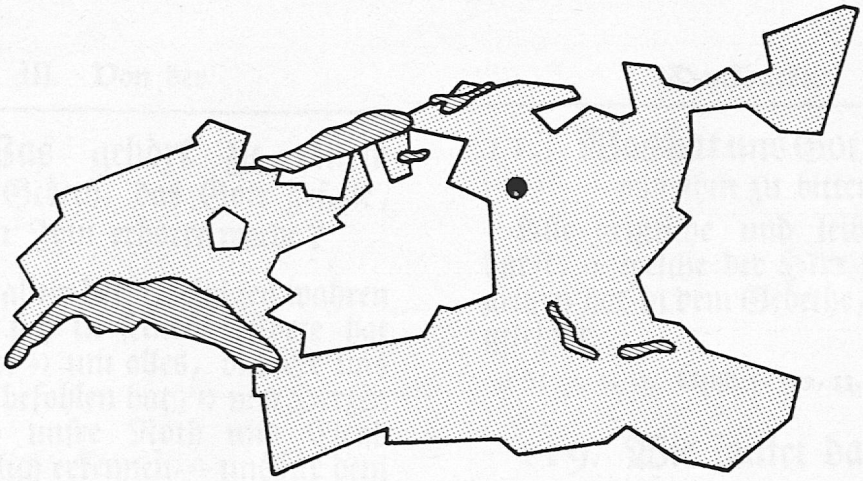
2. Der Didaktikraum

Aufgrund der Resultate aus den Lehrerbefragungen wird an der Ausstellung erstmals ein Didaktikraum geschaffen. Dieser Raum soll zwei Zwecken dienen. Einmal soll hier dem Schüler Gelegenheit zur «funktionellen Betrachtung» ausgestellter Museumsobjekte gegeben werden. Das heisst, dass hier Gegenstände aus- und bereitgestellt werden, die vom Besucher in die Hand genommen werden können und mit denen er auch arbeiten kann. Als Beispiel seien Abgüsse der vielfältigen Münzeinheiten aus der Ausstellungszeit und damals gebräuchliche Masseinheiten erwähnt.

Weiter soll der Raum auch als Arbeitsstätte dienen. Er weist Sitzgelegenheiten auf und ist auch mit einer Wandtafel versehen. Zur reibungslosen Benützung ist eine telefonische Anfrage empfehlenswert, die Ausstellungsleitung wird sich um eine tägliche Zeiteinteilung bemühen.

Abschliessend sei darauf hingewiesen, dass im Didaktikraum auch fünf Fotomontagen zur Ausstellung gelangen. Sie nehmen Bezug auf wirtschaftliche und geschichtliche Entwicklungen des Ausstellungsjahrhunderts und sollen den Schüler zu selbständigen Überlegungen führen. Es sind ihnen denn auch, wie bereits erwähnt, fünf zugehörige Arbeitsblätter gewidmet. – Daneben wird die Wirtschaftskarte aus der Ausstellung hier zum Unterrichtsgebrauch bereitgestellt werden.

Regierungsformen



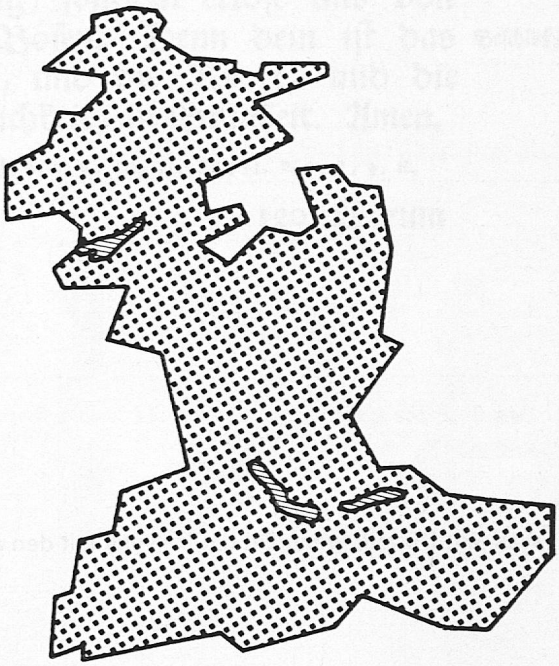
1. Der Kanton Bern zur Zeit des Ancien Régimes

Nenne die Regierungsform zu dieser Zeit:

.....

.....

2. Der Kanton Bern zur Zeit der Regeneration



Nenne die Regierungsform zu dieser Zeit:

.....

.....

.....

.....

3. Welche Unterschiede fallen Dir auf?

.....

.....

.....

4. Nenne die zu diesen Regierungsformen passenden Gegenstände und erkläre ihre Funktion.

5. «Vereint mit den Zweihunderten der Stadt Bern [nur aus den wenigen bevorzugten Patrizierfamilien gemäss der Verfassung des Ancien Régimes bestimmt/Anm. d. Red.] üben noch eine Landesdeputation [. . .] von neunundneunzig Mitgliedern die höchste Gewalt aus [. . .] und geniessen die gleichen Rechte im Regiment. – Diese neunundneunzig Mitglieder werden theils von den betreffenden Städten und Amtsbezirken, theils unmittelbar von dem grossen Rath selbst [. . .] gewählt. [. . .] – Die Mitglieder von den Amtsbezirken sollen von eigens hierzu einzuführenden Wahlkollegien gewählt werden [. . .]. In den Städten geschieht die Wahl von der gesammten Magistratur der betreffenden Stadt [. . .].»

Zu welcher Epoche gehört dieser Verfassungstext?

6. Was fällt Dir auf, wenn Du die Helvetik mit den anderen Epochen vergleichst?

Leseunterricht

Im 18. Jahrhundert lernten die Schüler an Hand des Katechismus lesen.

72 III. Von der

Was zum Gebeth erfordert werde.

117. Was gehört zu einem solchen Gebeth, das Gott gefalle, und von Ihm erhöret werde?

1. Daß wir allein den 1. einigen wahren Gott, der sich in seinem Worte hat geoffenbaret, a) um alles, das Er uns
2. zu bitten 2. befohlen hat, b) von Herzen anrufen, c) unsre Noth und Elend recht gründlich erkennen, d) uns für dem
3. Angesicht seiner Majestät zu 3. demüthigen, e) und diesen festen Grund haben, f) daß Er unser Gebeth, unangesehen daß wir unwürdig sind, doch
4. um des 4. Herrn Christi willen gewißlich wolle erhören, g) wie Er uns in seinem Worte verheissen hat. h)

a) Joh. 4. v. 22, 23, 24. Ihr wisset nicht, was ihr anbethet, wir wissen aber, was wir anbethen: denn das Heil kommt von den Juden. Aber es kommt die Zeit, und ist schon jetzt, daß die wahrhaftigen Anbether werden den Vater anbethen im Geiste und in der Wahrheit. Denn der Vater will auch haben, die Ihn also anbethen. Gott ist ein Geist, und die Ihn anbethen, die müssen Ihn im Geiste und in der Wahrheit anbethen. b) Röm. 8. v. 26. 1 Joh. 5. v. 14. c) Joh. 4. v. 24. Psalm 145. v. 18. d) 2 Paral. 20. v. 12. e) Psalm 2. v. 11. und 34. v. 19. Esai. 66. v. 2. f) Röm. 10. v. 13, 14. und 8. v. 15. Jac. 1. v. 6. g) Joh. 14. v. 13, 14. und 15. a. 16. und 16. v. 23. Dan. 9. v. 17, 18. h) Matth. 7. v. 8. Sieh' in der 116ten Frage. Psalm 143. v. 1.

118. Was

Dankbarkeit. 73

Was zu bitten.

118. Was hat uns Gott befohlen, von ihm zu bitten?

Alle geistliche und leibliche Nothdurft, a) welche der Herr Christus begriffen hat in dem Gebethe, das Er uns gelehret.

a) Jac. 1. v. 17. Matth. 6. v. 9, 33.

Des Gebethes Form ist das Gebeth des Herrn.

119. Wie lautet dasselbige?

Vorrede.

Unser Vater, a) der du bist in Himmeln! 1. Geheiliget werde dein Nahmen. 2. Zukomme dein Reich. Dein 3. Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel. Gib 4. uns heute unser täglich Brod. Und 5. vergib uns unsre Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldnern. Und 6. führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen. Denn dein ist das Reich, und die Kraft, und die Herrlichkeit, in Ewigkeit. Amen.

Bitten. 1. 2. 3. 4. 5. 6. Beschluß.

a) Matth. 6. v. 9, 10, 11. Luc. 11. v. 2, 3, 4, 2c.

120. Warum

1. Hast Du schon ähnliche Texte gelesen? Wo? .....

.....

2. Fallen Dir Wörter auf, die heute nicht mehr gleich geschrieben werden? .....

.....

.....

Zu jener Zeit war das Ziel des Leseunterrichtes, dass die Schüler lernten, sich nach den religiösen Geboten zu benehmen. Es ging dabei weniger darum, lesen und verstehen zu lernen, sondern den Inhalt des Katechismus, des meist einzigen Schulbuches, *auswendig zu lernen*.

3. Leute, die den Leseunterricht verbessern wollten, stellten fest, dass die Schüler die Texte wohl auswendig konnten, sie dafür aber nicht verstanden. Weshalb?

.....

.....

.....

Im demokratischen Staat wollte man, dass die Kinder wirklich *lesen* und *verstehen* lernten. Deshalb wählte man andere Texte.

9. Fritz, der gute Schüler.

Fritz war ein guter Schüler, der von allen seinen Lehrern gelobt wurde. Wenn er in den Lehrstunden war, hielt er sich ganz ruhig und war immer sehr aufmerksam, daher gab er stets die richtigsten Antworten. Er kam auch jedesmal zur bestimmten Stunde in die Schule, und versäumte dieselbe niemals. Alle Aufgaben, die ihm der Lehrer gab, machte er mit dem größten Fleiße, und nie gab er eine Arbeit ab, ohne sie vorher noch einigemale durchgesehen zu haben. Gegen seine Mitschüler war er immer freundlich und gefällig. Hatte ein Schüler etwas in der Schule nicht wohl verstanden, so durfte er nur Fritz fragen, und sogleich bekam er eine freundliche Erklärung. So wuchs Fritz auf zur Freude seiner Eltern und Lehrer. Später gab er ein angesehener Mann, den alle Menschen ehrten und liebten.

Die wohlbenutzte Jugendzeit
Bringt Segen, der uns stets erfreut.

4. In welcher Umgebung spielt diese Geschichte?

.....

.....

5. Das Ziel des alten Leseunterrichtes wurde bereits umschrieben. Auch in diesem Text wird ein erzieherisches Ziel verfolgt. Welches?

.....

.....

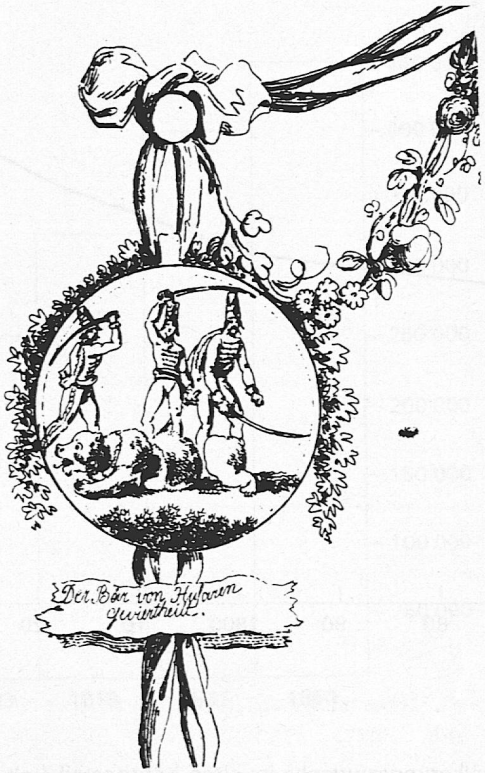
6. Was sagst Du zu diesem Text?

.....

.....

Die Vierteilung des Bären

Dieser Stich stammt aus der Titelseite des «Berner Tagebuches» vom 18. März bis 18. Juni *1798*.



1. Erkläre dieses Bild!

.....

.....

.....

2. Welche Ereignisse gingen dieser «Vierteilung» voraus?

.....

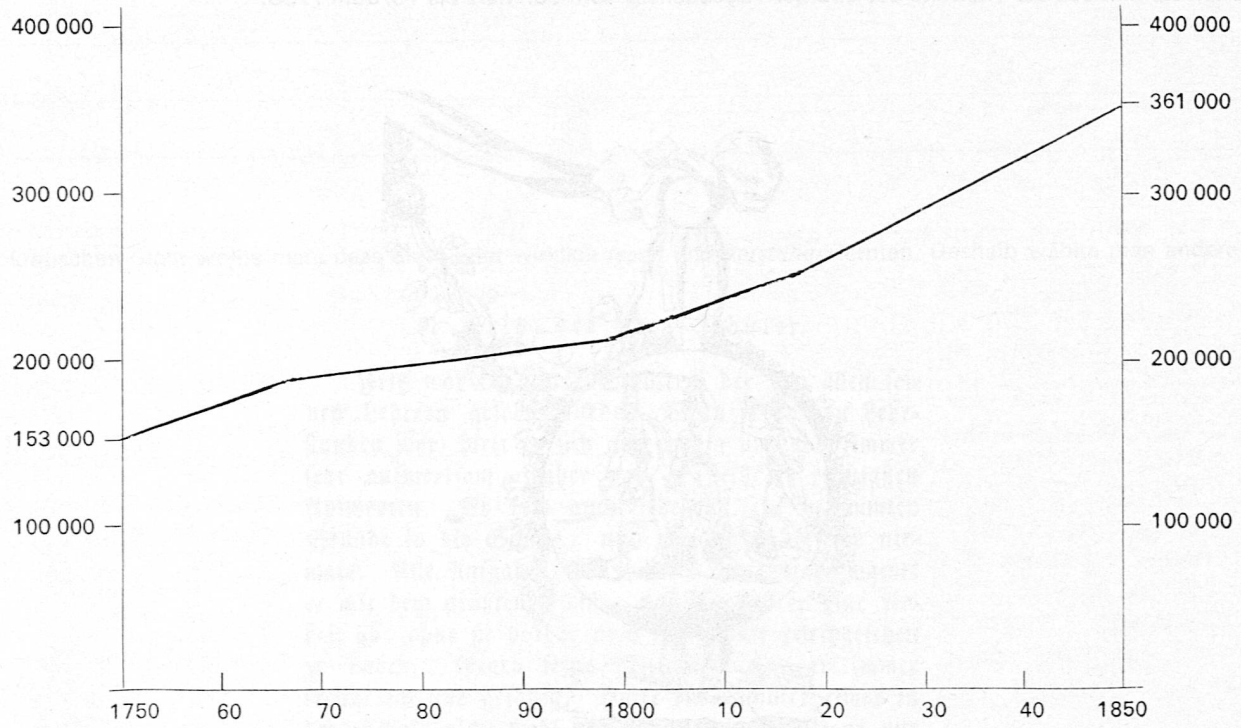
.....

3. Nenne Gründe, weshalb die Franzosen den «Bären» vierteilten!

.....

.....

Bevölkerungszuwachs



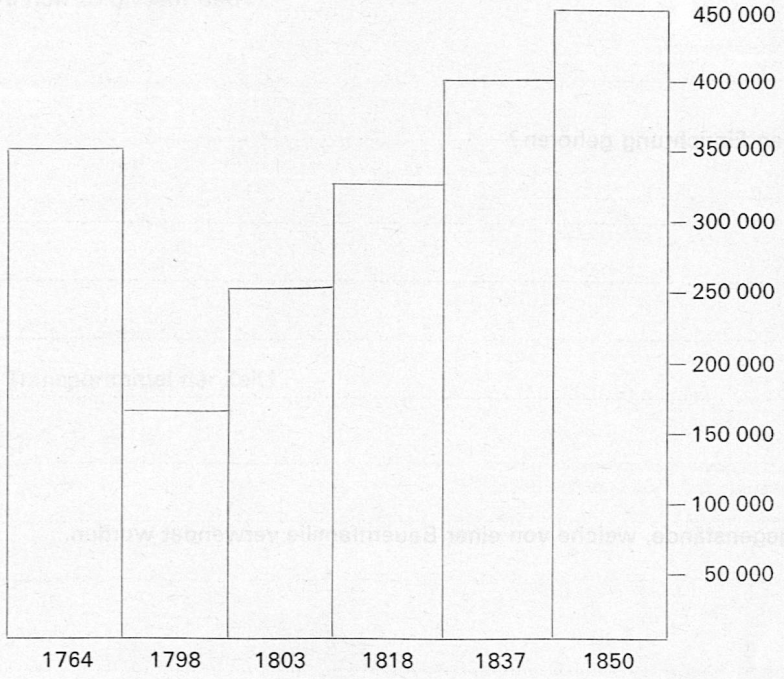
Diese grafische Darstellung zeigt den Bevölkerungszuwachs im alten Kantonsteil (mit Oberland).

1. Was stellst Du fest?

2. Suche Gründe für die Bevölkerungsvermehrung!

Bevölkerung

Die Bevölkerung im jeweiligen Kanton Bern



Der Kanton Bern war flächenmässig nicht immer gleich gross. Erkläre, worauf die unterschiedlichen Bevölkerungszahlen zurückzuführen sind!

1764 .....

1798 .....

1803 .....

1818 .....

1837 .....

1850 .....

Wohnstube

1. Wer wohnte in dieser Stube?

2. Gibt es Gegenstände, die nicht zur übrigen Einrichtung gehören?

3. Suche in der Ausstellung Haushaltungsgegenstände, welche von einer Bauernfamilie verwendet wurden.
   Zeichne drei davon und benenne sie!

1.

2.

3.

Entwicklung des Verkehrs

Am 9. August 1847 wurde die «Spanischbrötlibahn», die erste Eisenbahn der Schweiz, eingeweiht. Sie verkehrte zwischen den Städten Zürich und Baden. Im Kanton Bern erteilte man die erste Eisenbahnkonzession fünf Jahre später, nämlich am 24. November 1852.

1. Was sagst Du nun zu diesem Bild?

.....

.....

.....

2. Nenne neue Transportmittel der Zeit!

.....

.....

.....

3. Auch das Strassennetz wurde verbessert. So erliess der Staat Bern 1834 ein Strassengesetz, welches die Förderung des Strassenbaus bezweckte.

   Vergleiche in der Ausstellung die beiden Strassenkarten von 1795 und 1844 miteinander!

.....

.....

.....

.....

4. Die besseren Verkehrsmittel ermöglichten den Aufschwung der Wirtschaft im Kanton Bern! Allerdings wurde der Verkehr bis 1848 weiterhin erschwert. Durch welche Hindernisse?

.....

.....

.....

.....

Schwingfest vor dem Rathaus

Bis zur Helvetik herrschte im Rathaus die patrizische Regierung. Die übrigen Berner hatten dort nichts zu suchen. Jeden Ostermontag begaben sich die Ratsherren in feierlicher Amtstracht auf einen Zug durch die Stadt. Gleichzeitig fand auf der grossen Schanze in Bern ein Schwingfest statt.

1. Finde heraus, was auf dem Bild nicht stimmt!

2. Kennst Du neben den Schwingfesten noch andere Volksfeste der Zeit?

3. Wer organisierte diese Feste?

4. Diesen Festen kam eine immer grössere Bedeutung zu. Weshalb? (Siehe Tafel, welche die Regierungsformen zeigt)

Wilhelm Tell – Ein Held des Volkes?

Wilhelm Tell ist eine Gestalt des Mittelalters. Er ist aber auch ein wichtiger Bestandteil der Ausstellung.

1. Wo findest Du ihn?

2. In welchen Epochen?

3. Was verbindet den Urner Tell mit den Bernern?

Der Urner Tell ist in der Sage der «Tyrannenmörder» und «Bauernbefreier»: Durch den Mord an Vogt Gessler wurden die Innerschweizer vom habsburgischen Joch befreit.

4. So wie sich die Innerschweizer zusammenschlossen, gibt es auch in der Zeit zwischen 1750 und 1850 Einigungsbestrebungen. Welche?

b. Kannst Du jetzt erklären, weshalb Tell zu erneuter Bedeutung kam?

5. Inwiefern stimmt die dargestellte Szene mit Deinen Vorstellungen von Tell überein?

6. Weshalb sagt Tell nur «He nu so de»? – Spielt die Szene mit Hilfe bereitgestellter Requisiten (Pferd, Hut usw.)!

7. Was für Gründe können dazu geführt haben, dass diese Darstellung 1840 in einem politischen Witzblatt veröffentlicht wurde?

Ansicht der Stadt Bern (erste Hälfte des 19. Jahrhunderts)

1. Betrachte die Ansicht Berns genau! Etwas stimmt hier nicht. Erkläre!

.....

.....

2. Die Berner Wirtschaft diente vor allem dem Eigenbedarf. Exportiert wurde wenig. Schreibe alle Wirtschaftszweige auf! (Siehe Wirtschaftskarte)

.....

.....

3. Gibt es Gewerbezweige, welche typisch sind für ein bestimmtes Gebiet?

Industrie/Gewerbe	Gebiet
.....	.....
.....	.....
.....	.....
.....	.....

4. In dieser Zeit (1750–1850) findet eine starke Mechanisierung statt. Suche nach Gegenständen in der Ausstellung, welche den Mechanisierungsprozess dokumentieren!

.....

.....

5. Welchen Beruf möchtest Du ergreifen? .....

Hättest Du den gewünschten Beruf auch in jener Zeit ausüben können? .....

Wenn nein, versuche herauszufinden warum. .....

.....

.....

.....

Heinz Matile:

Zur museumspädagogischen Arbeit im Bernischen Historischen Museum

Eine vorläufige Bestandesaufnahme

Unter den verschiedenen Bildungsstätten kommt den Museen ein besonderes Privileg zu: das originale Zeugnis der Vergangenheit sprechen zu lassen. Als Ort der unmittelbaren Begegnung mit dem Kunstwerk oder dem historischen Dokument (im weitesten Sinne) ermöglicht das Museum Erlebnisse, Erfahrungen und Erkenntnisse, die weder Vortrag noch Buch oder Abbildung in gleicher Weise zu vermitteln vermögen.

Eine damit verbundene Schwierigkeit ist aber – neben anderen – nicht zu übersehen: nur in den seltensten Fällen wird das originale Objekt ganz von selbst und jedermann verständlich zu uns sprechen. Vielmehr müssen wir seine Sprache erst erlernen – durch eingehende Betrachtung, durch Beschreiben oder Zeichnen, aber auch anknüpfend an Kenntnisse, die wir erworben haben oder uns (wohl häufiger) erst noch erarbeiten müssen. Erst dann besteht eine gewisse Gewähr, dass wir nicht missverstehen, was uns die Zeugnisse der Vergangenheit zu sagen haben.

Vom zielgerichteten Sammeln über ein verantwortungsbewusstes Restaurieren und die wissenschaftliche Erforschung bis zur entsprechenden Darbietung und Erläuterung ist Museumsarbeit letztlich auf dieses Ziel hin ausgerichtet: die Objekte zum Sprechen zu bringen und (soweit als möglich) die zusätzlich notwendigen Informationen bereitzustellen, welche die Kommunikation zwischen dem Menschen der Gegenwart und dem Museumsgut herstellen oder doch erleichtern können.

Ganz besonders hat dies für die museumspädagogische Arbeit im engeren Sinne zu gelten. Speziell der jugendliche Besucher – aber nicht nur er – ist heute bei wohl eher abnehmenden Kenntnissen gerade der älteren Geschichte je länger je mehr darauf angewiesen, durch das Museum selbst oder von einer Begleitperson, in den meisten Fällen also vom Lehrer oder den Eltern, zum Sehen angeleitet zu werden und jene Informationen zu erhalten, die ihn dazu befähigen, Schritt um Schritt die erforderlichen «Sprachkenntnisse» zu erwerben.

Die Methoden und Möglichkeiten, ein Museum zur Stätte solch erzieherischer Arbeit zu machen, sind vielfältig und z. T. umstritten, eine unité de doctrine – was kann es schaden? – noch fern. Da und dort, nicht zuletzt in den Vereinigten Staaten, werden gar wieder Stimmen laut, die den Sinn museumspädagogischer Arbeit überhaupt in Frage stellen, verständlich vielleicht als Reaktion auf eine zeitweise beinahe überbordende und allzusehr auf äusseren Erfolg ausgerichtete Aktivität. Andere Museumsleute dagegen sehen sich angesichts von Grösse und Umfang der Aufgabe und wegen fehlender finanzieller und personeller Mittel überfordert.

Auf diese und andere mehr theoretische Fragen einzugehen, ist hier nicht der Ort. Denn allen tatsächlichen oder auch nur vermeintlichen Schwierigkeiten zum Trotz dürfte sich in der Praxis immer wieder die Erkenntnis durchsetzen, dass den Museen hier eine Aufgabe zugewachsen ist, der sie sich je länger je weniger weder entziehen können noch dürfen, und dass die museumspädagogische Arbeit deshalb weiterhin zu verstärken, vor allem aber qualitativ zu vertiefen ist. Manches werden sie von sich aus leisten können, zu anderem werden sie der vermehrten Zusammenarbeit mit den Schulen und jenen Lehrern bedürfen, die an einer solchen Arbeit Freude haben. Anzeichen dafür, dass es dann auch an der Unterstützung der Öffentlichkeit und an der finanziellen Förderung nicht fehlen wird, sind vorhanden.

Eines jedoch ist zu vermeiden: was der Lehrer in der Schulstube ohnehin tut und besser kann und was Vortrag, Buch oder Abbildung vollkommener leisten können, soll und darf nicht primäres Anliegen der Museumspädagogik sein. Die Begegnung mit dem originalen Kunstwerk oder historischen Dokument und die damit sich verbindenden Erlebnisse und Erfahrungen haben im Vordergrund zu stehen, während das Vermitteln blosser Kenntnisse – so notwendig es im einzelnen auch sein mag – in den Hintergrund treten sollte. Denn erst dann wird das Museum seiner Vorzugsstellung gerecht (und nützt sie aus), das originale Zeugnis der Vergangenheit, d. h. die primäre und anschauliche Quelle, unmittelbar zum Sprechen bringen zu können.

*

Welches ist nun – von der Museumsarbeit als Ganzes abgesehen, der bisher geleistete Beitrag des Bernischen Historischen Museums zur Erreichung dieses Zieles? Bestimmt kann und will er sich nicht mit jenen Leistungen messen, die beispielsweise die ganz anders dotierten pädagogischen Zentren deutscher Museumsstädte seit Jahren erbringen. Aber auch der Vergleich mit ähnlichen schweizerischen Museen wird nur teilweise – aber immerhin teilweise – positiv ausfallen. Sowohl finanziell wie personell sind die entsprechenden Mittel des Museums noch sehr beschränkt. So hat sich Fräulein H. Hurni, als ehemalige Lehrerin seit 1972 auch mit dem Aufbau der pädagogischen Arbeit – insbesondere in der Abteilung für Geschichte und angewandte Kunst – betraut, als Bibliothekarin und Archivarin gleichzeitig noch manch anderen Aufgaben zu widmen. Andere Museumsangestellte wiederum können entsprechende Arbeiten nur von Fall zu Fall oder beim Vorliegen besonderer Umstände übernehmen. Einiges wurde und wird dennoch geleistet.

Beinahe schon zur Tradition geworden sind die *Schülerwettbewerbe* während der Frühlings- oder Herbstferien, die vor allem an die Entdeckerfreude der teilnehmenden Schülerinnen und Schüler appellieren, sich aber wohl auch der zu erringenden Preise wegen einer recht grossen Beliebtheit erfreuen. Anhand von Fragebogen sind dabei auf einem Rundgang durch die Ausstellungsräume und ohne weitere Hilfsmittel einfachere, aber auch schwierigere Beobachtungs- und Denkaufgaben zu lösen, die dazu anregen sollen, einzelne Gegenstände oder Sammlungsgruppen besonders aufmerksam zu betrachten und ihre Aussage zu erkennen. Mögen Vorbereitung und Auswertung der Fragebogen auch recht zeitaufwendig sein, so kann auf diese Weise doch eine verhältnismässig grosse Zahl von Kindern (bisher grösste Teilnehmerzahl: rund 900 Fünft- bis Neuntklässler) völlig zwangslos mit dem Museumsgut in Kontakt gebracht werden – in einen Kontakt, der übrigens häufig zur Folge hat, dass die Schüler an einem darauffolgenden Wochenende ihre Eltern oder Verwandten durch das Museum führen.

Seit 1975 ebenfalls schon zur Tradition geworden ist die *«Güezliaktion»* in den Vorweihnachtswochen, an welcher Kinder vom 3. Schuljahr an teilnehmen können. Kulturgeschichtliche Hinweise verbinden sich hier mit der Anfertigung von Anisbrötchen mittels Kopien nach alten Gebäckmodeln, wozu die Teilnehmer ihren eigenen oder gekauften Teig mitbringen. Mit dem gerade für Kinder so wichtigen eigenen Tun und Erleben verbunden sind auch die Erläuterungen beim *Drucken mit alten Sackstempeln,*

beim *Kerbschnitzen, Scheren-* und *Silhouettenschneiden* und *Sticken nach alten Vorlagen* – alles Aktivitäten, die im Laufe der letzten Jahre meist mehrfach durchgeführt wurden und die Schüler zum besseren Verständnis alten Kulturgutes führten (zugleich aber auch zu zahlreichen Anfragen von Müttern und Lehrerinnen, die an ähnlichen Veranstaltungen für Erwachsene teilnehmen wollten, was leider nur in wenigen Fällen ermöglicht werden konnte).

Richten sich diese und andere, zum Teil schon durchgeführte, zum Teil auch erst geplante Tätigkeiten – u.a. auch im Rahmen des «Ferienpasses» – an das einzelne, freiwillig mitmachende Kind, das dadurch ein unmittelbares Verhältnis zu «seinem» Museum erhält, so sind weitere Aktivitäten auf die *Zusammenarbeit mit der Schule* und der Lehrerschaft ausgerichtet. Da das Museum jährlich von etwa 700 bis 800 Klassen mit rund 15000 Schülern besucht wird, sind *Führungen* durch Museumsangestellte schon aus personellen Gründen nur in beschränktem Umfang möglich. So z.B. für auswärtige, mit den bernischen Verhältnissen weniger vertraute Klassen oder für Gymnasial- und Seminarklassen sowie Studentengruppen, deren Interesse jeweils enger begrenzten Themen und Sammlungsgruppen gilt. Mit besonderer Freude werden die Klassen der Blindenschule betreut, die das Museum regelmässig besuchen. Den Sehbehinderten räumen wir gerne ein Privileg ein, das wir anderen Klassen zum Schutz der Objekte leider weitgehend versagen müssen: das Berühren der Gegenstände.

12. Eine Kindergruppe beim Drucken mit Sackstempeln im Ausstellungsraum «Speis und Trank». Noch fehlt im Bernischen Historischen Museum ein besonderer Raum für derartige Veranstaltungen.
Foto Barbara Reber, Bern

Nicht vergessen sei die oft zeitaufwendige, meist aber dankbare *Beratung* einzelner Lehrer und Schüler, sei es nun im Zusammenhang mit der Materialbeschaffung für Vorträge, einzelne Stunden oder Diplomarbeiten.

Den gegebenen Museums- und Schulverhältnissen besser angepasst als die Durchführung einer möglichst grossen Zahl von Klassenführungen scheinen uns *Lehrerkurse,* wie sie schon mehrfach und mit unterschiedlicher Themenstellung veranstaltet werden konnten. Gerade hier, wo sich das Ergebnis über Jahre hin günstig auswirken kann, dürfte zukünftig aber noch manches zu tun sein.

13. Führung für sehbehinderte Kinder. Die Funde werden mit den Fingern betrachtet.
Foto Margrit Baumann, Hinterkappelen

Grossen, dann aber doch nicht zu verwirklichenden Plänen eher abhold, sei abschliessend doch noch ein Blick auf jene Aktivitäten erlaubt, die gegenwärtig allmählich Form annehmen. Von der *didaktisch ausgerichteten Ausstellung* «Vom Berner Bär zum Schweizerkreuz», die in Zusammenarbeit mit dem Historischen Institut der Universität Bern entsteht, ist in diesem Heft an anderer Stelle ausführlich die Rede. Betont sei hier nur, dass wir die von der Universität ausgegangene Initiative zu dieser Ausstellung gerne aufgenommen haben und dies bestimmt nicht die letzte Ausstellung dieser oder ähnlicher Art sein wird. Zu bedenken ist immerhin, dass das Museum leider noch immer nicht über gut geeignete Wechselausstellungsräume verfügt und jede derartige Einrichtung zur Folge hat, dass andere Sammlungsbestände, wie gegenwärtig die Caesar- und Vinzenzteppiche, vorübergehend entfernt werden müssen.

Ebenso wichtig wie die Durchführung didaktischer Sonderausstellungen dürften *schriftliche didaktische Unterlagen* sein, die – in übersichtlicher und anregender Form abgefasst – der Lehrerschaft den Zugang zum Museumsgut erleichtern können. Zur Schaffung solcher Unterlagen, die bisher nur für ganz wenige Gebiete und in unterschiedlicher Form vorliegen, wurde im vergangenen Jahr eine Arbeitsgruppe geschichtsinteressierter Lehrer gebildet, an deren Tätigkeit sich gerne noch weitere, möglichst zur aktiven Mitarbeit bereite Lehrerinnen und Lehrer beteiligen können. (Der Schreibende gibt darüber gerne Auskunft.) Neben einem gegenwärtig in Arbeit befindlichen Pilotprojekt über römische Amphoren und den Transport und die Verwendung des Öls in römischer Zeit, denen andere Arbeiten folgen sollen, wird von Museumsseite der Versuch unternommen, durch Verzeichnisse der einschlägigen Objekte wenigstens eine Kurzinformation zu einzelnen, lehrplanbezogenen Themen zu schaffen. In Aussicht genommen ist weiterhin eine engere Zusammenarbeit mit der Schulwarte und die Bereitstellung von Dokumentationsmaterial, das der Lehrerschaft die Integration des Museumsbesuches – der sich möglichst nicht auf einen Besuch vor Ende des Schuljahres beschränken sollte – in den Unterricht erleichtern möchte. Denn dieses ist ein *Wunsch des Museums an die Lehrerschaft: das Museum als Unterrichtsort zu entdecken und zu benützen* und die zwar noch beschränkten, aber doch vorhandenen und weiter zu vermehrenden Möglichkeiten auszuschöpfen. Dass zum (ohnehin kaum zu verwirklichenden) Idealzustand im Museum selbst noch manches fehlt, ist uns bewusst – für Kritik und Anregungen sind wir dennoch dankbar.

Aus einer Gemeinschaftsarbeit von Barbara Waber und Silvia Tschanz:

Schulklassen im Museum

Ergebnisse und Schlussfolgerungen aus Lehrer- und Schülerbefragungen

1. Einleitung

Die nachstehenden Ausführungen stellen eine Zusammenfassung eines Teils der Ergebnisse unserer Didaktikarbeit am Sekundarlehramt der Universität Bern dar. Den Auftrag zur Arbeit mit dem Titel «Museum und Schule» erhielten wir im Herbst 1977 durch das Historische Institut der Universität, das sich zu dieser Zeit mit den Vorbereitungsarbeiten zur Ausstellung «Der Kanton Bern 1750-1850» befasste. Er ergab sich aus dem Bestreben, mit der Ausstellung die Schule anzusprechen und sie nach didaktischen Gesichtspunkten aufzubauen. Im Verlaufe der Vorbereitungsgespräche hatte sich nämlich gezeigt, dass ein grosser Teil der Besucher des Historischen Museums aus Schulklassen besteht. Damit war auch für uns der Weg vorgezeichnet: Wir mussten Lehrer und Schüler befragen.

2. Die Fragestellung

Mit der Befragung versuchten wir zu ermitteln, wie die Schule, und zwar sowohl Lehrer wie Schüler, die Institution «Historisches Museum Bern» sehen und welcher Stellenwert dem Besuch des Museums im Unterricht zukommt. Gleichzeitig wollten wir feststellen, ob die jetzige Form und Gestaltung des Museums den Anforderungen der Schule entspreche. Die Arbeit sollte demnach sowohl der Schule wie dem Museum dienen und mögliche Verbesserungsvorschläge für den Besuch, dessen Integration in den Unterricht und für den didaktischen Aufbau des Ausstellungsgutes aufzeigen.

Es wurden insgesamt 29 Lehrer und 296 Schüler, welche im Verlaufe des Jahres 1977 das Museum besucht hatten, mittels eines von uns entworfenen Fragebogens befragt. In Anbetracht der 425 Schulklassen allein aus dem Kanton Bern und der 71 Klassen aus der übrigen Schweiz und dem Ausland, welche die Besucherstatistik 1977 aufweist, erscheint die Zahl von 29 befragten Klassen (rund 6%) etwas tief, trotzdem kommt aber den Antworten ein relativ hoher Aussagewert zu.

Eine ins Einzelne gehende Aufzählung der gestellten Fragen würden den Rahmen dieses Artikels sprengen. Es sei deshalb nur darauf hingewiesen, dass die Lehrer nach den Fächern, in deren Zusammenhang das Museum besucht wird, nach der Vorbereitung und Gestaltung des Besuchs, nach etwaigen Vorbereitungshilfen, nach dem Stellenwert des Museumsbesuches im Unterricht, nach den Interessen der Schüler, nach der Eignung der Ausstellungsobjekte, nach den besuchten Abteilungen und nach etwaigen Verbesserungsvorschlägen befragt wurden, während die Schüler vor allem Fragen über ihre Vorbereitung, über ihre Eindrücke, über die Schülerwettbewerbe und über ihre Wünsche zu beantworten hatten.

3. Ergebnisse und Kommentar

Für die einzelnen Schulklassen stellt der Museumsbesuch ein eher seltenes Ereignis dar, er bildet gleichsam eine Ausnahme im Schulalltag. Weil dem so ist, muss die dafür aufgewendete Zeit optimal genutzt werden. Für das Museum stellt aber die Gesamtzahl der besuchenden Schüler, wie eingangs bereits erwähnt, einen beachtlichen Besucheranteil dar. Daraus ergibt sich für die Museumsleitung ein Erfordernis auf Zusammenarbeit mit der Schule und auf Berücksichtigung ihrer Wünsche und Anregungen.

Das Historische Museum, auf das sich die Umfrage bezog, wird zumeist im Zusammenhang mit dem Lehrfach Geschichte besucht, dazu in 5 von 26 Fällen in Verbindung mit Geographie, in 4 mit Zeichnen und in 3 mit Deutsch. Drei der befragten Lehrkräfte entschlossen sich zum Besuch im Zusammenhang mit dem Lateinunterricht. Man will (oder man kann?) also im Historischen Museum nicht nur Geschichte erleben. Die Museumsleitung muss folglich diesem Umstand mit aller Sorgfalt, jedoch ohne das Hauptziel zu vernachlässigen, Rechnung tragen.

Nach übereinstimmenden Angaben dient der Besuch der Veranschaulichung der Lehrerzählung; der verarbeitete Stoff soll vertieft werden. Gegen diese Angaben spricht aber die Schulklassenstatistik des Museums, die an den jeweiligen Semesterenden grosse Besucherspitzen aufweist. Wenn nämlich tatsächlich der verarbeitete Stoff vertieft werden soll, muss der Besuch spätestens nach Abschluss des betreffenden Stoffgebietes erfolgen. Nur so und nur durch einen regelmässigen Besuch ist es möglich, dass das Museum zu einem echten Bestandteil der Schule und des Unterrichtes wird. Leider ist diese Forderung noch bei weitem nicht erfüllt. Die Schule macht von der Institution Museum als Möglichkeit der Veranschaulichung noch zu wenig Gebrauch. Nur zu oft wird der einfachere Weg über die Schulstube (Zeigen von Büchern, Dias usw.) eingeschlagen.

Nach Meinung der befragten Lehrer und Lehrerinnen haben alle Schüler die Voraussetzungen für den Museumsbesuch, wenn sie der Altersstufe gemäss vorbereitet werden. Lernen im Museum können alle Kinder, sofern der Lehrer berück-

sichtigt, dass die jüngeren fast ausschliesslich vom emotionalen, die älteren jedoch schon mehr vom kognitiven Bereich her profitieren können. Zudem müssen Lehrer und Lehrerin vor allem die jüngeren Schüler zuerst einmal mit der Institution Museum bekannt machen. Soll ein Besuch erfolgreich werden, müssen die Schüler dazu vorher auch motiviert werden. Wie dies zu geschehen hat, bleibt jeder einzelnen Lehrkraft überlassen.

Damit die Neugier der Kinder sachgemäss befriedigt werden kann, muss der Lehrer genügend informiert sein. Er muss daher vor dem Besuch im Museum selbst rekognoszieren und sich gehörig vorbereiten. Dies ist aber gemäss Umfrageergebnissen im Historischen Museum Bern recht schwierig, da das Informationsmaterial offenbar schlechtweg ungenügend ist. Dies geht übrigens auch aus dem Fehlen einer Informationsliste hervor. Unterlagen in der Art der *Schulpraxis* «Die Burgunderbeute» sollten unbedingt für jeden Bereich bereitgestellt werden. Ganz allgemein kann festgestellt werden, dass eine schlechte Vorbereitung des Lehrers, oft bedingt durch den erwähnten Mangel an Unterlagen, eine schlechte Information der Schüler zur Folge hat. Der Schüler verlässt dann das Museum so wissensdurstig, wie er es betreten hat.

Zum Besuch muss der Lehrer aus der Vielfalt der Objekte diejenigen auswählen, welche zum jeweils erarbeiteten Stoffgebiet etwas aussagen können. Hier sei allerdings nochmals darauf hingewiesen, dass eine Inkongruenz zwischen den Aussagen der Lehrkräfte und der Schulklassenstatistik besteht (Häufung der Besucher auf das Semesterende). Die Forderung nach bewusster Auswahl der Objekte bleibt aber bestehen. Das Museum seinerseits muss dieser Forderung mittels Auswahl und Präsentation des Ausstellungsgutes nach didaktischen Grundsätzen nachkommen. Bei den Schülern finden nicht alle Ausstellungsgegenstände gleiches Interesse. Sie fühlen sich vor allem von solchen Objekten angezogen, die für sie einen funktionellen Charakter haben. Gemäss den Antworten ziehen jede Art von Waffen, die Folterkammer (!), Rüstungen, Wohnungseinrichtungen und bezeichnenderweise das Relief der Stadt Bern die Aufmerksamkeit der Schüler auf sich. Allerdings können auch Gemälde- und Porzellansammlungen faszinieren, wenn der Lehrervortrag spannend gestaltet ist.

Offenbar ist das Desinteresse an gewissen Themenbereichen bedingt durch die Ausstellungsart: Blosses Aneinanderreihen der Gegenstände kann den Schüler nicht interessieren; er erfährt nichts über die Herkunft, die Entwicklung und die Funktion der Objekte.

In den Änderungsvorschlägen und in der Kritik sowohl seitens der Lehrer wie der Schüler kommt auch ganz allgemein ein gewisses Unbehagen gegenüber dem Museum zum Ausdruck. Es wird gewünscht, dass die Objekte berührt werden dürfen. Dies entspringt dem Bedürfnis der Schüler aller Altersklassen. Viele Objekte sagen erst etwas aus, wenn sie «erfahren» werden. Ein durchaus realistischer Vorschlag besteht darin, Gebrauchsgegenstände in Form von Duplikaten zu schaffen. Welch ein Vergnügen würde es den Schülern bereiten, könnten sie beispielsweise in eine Ritterrüstung steigen oder eine Krinoline anprobieren! Die Schülerantworten enthalten vielfach heftige Angriffe gegen das Aufsichtspersonal, weil dieses offenbar zu wenig Verständnis für die Schüler aufbringt. Wenn auch derartige Angriffe mit etwelcher Vorsicht aufzunehmen sind, dürfte es doch angezeigt sein, für die Betreuung und Beaufsichtigung von Schulbesuchen nur pädagogisch geschultes Personal einzusetzen.

Dass sich viele Schüler im Museum nicht wohlfühlen, liegt aber nicht nur an der Ausstellungsart oder am Museumspersonal, sondern auch an der darin herrschenden Atmosphäre. Kinder bewegen sich nicht gern in einer «heiligen Halle», wo Flüstern und gedämpftes Auftreten beinahe zur unabdingbaren Vorschrift geworden sind. Es muss allerdings gesagt werden, dass sich einige offensichtlich überforderte Schüler beim Beantworten der Fragebogen von ihren Aggressionen zu befreien suchten. Dass aber das Museum den einzelnen Schüler schlecht erreicht, beweist die Tatsache, dass nur 5% der von uns befragten Schüler an einem Museumswettbewerb teilgenommen haben. Vielfach wussten die Schüler überhaupt nicht, dass es solche Wettbewerbe gibt (vgl. Umschlagsbild).

Ein sinnvoller Wettbewerb sollte von einem Grundthema ausgehen. Der Schüler muss angeregt werden, Vergleiche zu ziehen, sich über Herkunft und Gebrauch eines Gegenstandes Gedanken zu machen und den aktualisierenden Gebrauch des Museums einzuüben.

Mögliche Themen für einen Museumswettbewerb könnten beispielsweise wie folgt umschrieben werden:

Wohnen: Der Schüler zieht Vergleiche zwischen verschiedenen ausgestellten Wohnungseinrichtungen; er versucht die Lebensbedingungen der einstigen Bewohner abzuschätzen, er aktualisiert, indem er mit heutigen Wohnungseinrichtungen vergleicht.

Haushaltungsgegenstände: Der Schüler erkennt die Funktion der verschiedenen Gegenstände; er versucht, auf Essgewohnheiten zu schliessen, er denkt über die Arbeitsbedingungen der Hausfrauen von gestern und heute nach.

Diese zwei Beispiele liessen sich vermehren, in jedem Fall muss aber der Wettbewerb auf einen geschlossenen Themenkreis ausgerichtet sein und den Schüler zum selbständigen Überlegen und Vergleichen anregen.

Zahlreiche Kritiken befassen sich auch mit den zu langen Führungen. Nicht zuletzt darum wünschen viele Lehrer und Schüler die *Schaffung eines Arbeitsraumes*. Dort kann dann wirklich gearbeitet werden, ohne die andern Besucher zu stören. Erst mit Hilfe eines derartigen Raumes ergibt sich die Möglichkeit zum sinnvollen Einbau des Museums in den Unterricht und erst damit erhält der Lehrer die Möglichkeit zum Arbeiten in verschiedenen Gruppen. Die Lehrerschaft sollte jede Massnahme ergreifen, um von der rezeptiven und kontemplativen Arbeitsweise wegzukommen. Dabei ist sie auf die Mithilfe der Museumsorgane angewiesen.

4. Der Museumsbesuch

Abschliessend und zusammenfassend seien einige Hinweise zur erfolgreichen Gestaltung eines Museumsbesuches angeführt:

– der Besuch muss spätestens am Schluss der Behandlung eines Stoffgebietes erfolgen, blosse Semesterendausflüge gehen am Ziel vorbei;

– Schüler der jüngeren Altersstufen müssen vor dem Besuch mit der Institution Museum bekannt gemacht und alle Altersstufen müssen zum Besuch motiviert werden;

– der Besuch muss vom Lehrer vorbereitet werden. Dazu gehört eine vorgängige Rekognoszierung. Hiefür muss aber das Museum die nötigen Informationsmittel zur Verfügung stellen;

– die Rekognoszierung hat nebst der übrigen Vorbereitung auch der Auswahl der zu besichtigenden Objekte zu dienen. Die Ausstellung der Gegenstände soll diese Auswahl erleichtern, weshalb sie vermehrt nach geschlossenen Themenkreisen ausgerichtet werden muss;

– zu Beginn des Besuches erfolgt eine kurze Führung durch den Lehrer mit den nötigen Erklärungen zu den ausgewählten Objekten;

– hierauf erfolgt eine freie Besichtigung des Museums mit einem bestimmten Auftrag an die Schüler. Wir verweisen hiezu auf die ausgearbeiteten Arbeitsblätter in diesem Heft;

– verschiedene Lehrer haben sehr gute Erfahrungen mit dem Arbeiten in Gruppen gemacht. Der Lernerfolg solcher Gruppenarbeiten im Museum ist gross: Die Schüler lernen, selbständig zu arbeiten, zu beobachten, Feinheiten wahrzunehmen, Zusammenhänge zu erkennen und Rücksicht zu nehmen auf andere Museumsbesucher. Zur Arbeit in Gruppen muss aber das Museum einen Arbeitsraum zur Verfügung stellen.

Blosse Führungen des Lehrers sind nur sinnvoll, wenn die Schüler physisch und psychisch nicht überfordert werden. Stundenlanges dem Lehrer-Nachlaufen lassen den Besuch für den Schüler zu einem «Muss» werden. Er verliert jegliches Interesse an den ausgestellten Gegenständen und den Ausführungen des Lehrers, und er wird das Museum nicht mehr freiwillig betreten.

Selbstverständlich freut sich jeder Schüler auf den Museumsbesuch, sieht er doch darin vorerst den schulfreien Tag. Es obliegt dem Lehrer, diesen Tag nicht zu vergällen, sondern sinnvoll zu nutzen, damit dem Schüler auch die Arbeit zur Freude wird.

Anna von Wyss:

Museumspädagogik in der Schweiz?

Kunsthaus Zürich

Im Kunsthaus Zürich führt Frau Dr. Margrit Vasella Bild- und Objektbetrachtungen mit Schuklassen der Unter-, Mittel- und Oberstufe der Stadt Zürich durch. In Halbklassen (unter Teilnahme des Lehrers oder der Lehrerin) führt sie die Kinder durch die Sammlung und die laufenden speziellen Ausstellungen. Sie wählt jeweils für jede Führung einige spezielle Werke aus; *die Kinder sehen also nie die ganze Ausstellung*. Dadurch erreicht sie eine intensivere Auseinandersetzung des Kindes mit dem Kunstobjekt, vermehrte Anteilnahme und grössere Konzentration.

Frau Vasella legt grossen Wert auf Spontaneität und psychische Interaktion. Ihr geht es nicht um reine Beschäftigungstherapie, sondern um einen direkten Bezug zwischen Kind und Objekt, der über den Führenden geht. Dieser Kontakt zwischen dem Museumspädagogen und dem Kind ist ihrer Meinung nach ausschlaggebend für das Entstehen eines bleibenden Bezuges zwischen Kind und Kunstobjekt. Sie fördert und unterstützt das Kind in seinen Aussagen und zwingt es, sich mit einem Bild auseinanderzusetzen. Selbst fügt sie nur die wichtigsten Informationen hinzu und lässt dem Kind dadurch Raum für seine Phantasie und seine Ideen. Es geht nicht um richtige Antworten, sondern um spontane Eindrücke, die Frau Vasella als Führende so zusammenfügt und lenkt, dass sie schliesslich ein Ganzes ergeben und zur Essenz oder möglichen Interpretation eines Bildes oder Objektes führen.

Um die vielen Eindrücke zu verarbeiten, lässt Frau Vasella die Kinder anschliessend an die Führung im Ausstellungsraum selber oder in einem Mehrzweckraum, der im Kunsthaus Zürich zur Verfügung steht, malen, zeichnen oder modellieren. Durch diese kreative Arbeit ergibt sich eine erneute Auseinandersetzung mit dem Geschehenen und gleichzeitig eine noch tiefergehende Verarbeitung der Eindrücke.

Beispiel: Eindrücke aus einer Führung durch die Andy-Warhol-Ausstellung mit einer 5. Primarklasse im Sommer 1978. Eine Gruppe von ca. 10–15 Kindern sitzt auf dem Boden, vor ihnen an der Wand hängen drei Bilder. «Das isch ja dä glich Indianer wo mer scho uf de Stäge gseh händ, nume isch er glaub no grösser als die andere», sagt ein Knabe. Mit dem Indianer meint er die Bilderserie «The American Indian» (Russel Means) von Andy Warhol, entstanden 1976. Zusammen mit Frau Vasella «erforschen» die Kinder die Bilder. In einem ersten Schritt versuchen sie herauszufinden, was für eine Technik und welches Material A. W. benützte. Die Kinder finden heraus, dass er mit Farbe dreimal auf die gleiche Fotografie malte. Gleichzeitig erkennen sie auch, dass der Indianer einmal mit weisser und zweimal mit roter Gesichtsfarbe dargestellt ist. Was könnte das wohl bedeuten? Ein Knabe stellt richtig fest, dass dies eine Angleichung des Indianers an die Kultur der Weissen bedeutet. Dass die Indianer daran im wörtlichen Sinn zu Grunde gehen, finden die Kinder auch heraus. Sie sehen, dass der Künstler die Umrisse der drei Gesichter aufzulösen versuchte, indem sie ohne Grenzen in den Hintergrund übergehen. Ein Mädchen meint dazu: «Das gseht ja us, wie wänn de Indianer langsam abstärbe würd.» So tasten sich die Kinder immer weiter vorwärts.

Anschliessend betrachten die Kinder drei Portraits prominenter Leute: «Turquoise Marilyn», 1964 entstanden, «Two Elvis» (1963) und «a set of nine self portraits» (1966). Die Kinder versuchen beim Zeichnen des Portraits ihrer Freundin oder ihres Freundes die Arbeit des Künstlers nachzuvollziehen. Sie bemerken, dass zwischen ihren Portraits und denen von A. W. ein grosser Unterschied besteht: ihre Gesichter leben, die von A. W. sind zu Masken geworden. Seine Portraits sind ein Versuch, Superstars darzustellen.

Zum Schluss blieb den Kindern auf eigenen Wunsch noch Zeit, durch die ganze Ausstellung zu strolchen.

Schloss Lenzburg

Auf Schloss Lenzburg wurde im Sommer 1975 eine Spielwoche und vier Kindernachmittage unter dem Thema Rittergeschichte und Schlossspiele durchgeführt. Ein Team von acht Gruppenleitern und -leiterinnen, der Konservator des historischen Museums und der Museumstechniker kamen den Bedürfnissen nach Kinderprogrammen nach, die überall in der Schweiz bestehen. Das Schloss Lenzburg bot mit seiner einmaligen Lage und Architektur inmitten der schönen Landschaft ideale Bedingungen. Dem Schlussbericht zum Kinderprogramm 1975 entnehme ich folgende Ziele:

– statt ehrwürdig bestaunen – aktiv beleben;

– statt Museumsluft und vergangene Zeiten konsumieren – darin leben, wohnen und damit spielen (aufbauen, verändern, zerstören);

– die Kinder durch ein vielfältiges Angebot von Spiel- und Werkmöglichkeiten das Schloss erleben lassen;

– nicht primär Wissensvermittlung von historischen Tatsachen, sondern Belebung der kindlichen Phantasie und der Fähigkeit, sich in eine vergangene Welt einzuleben und einen Bezug zur Gegenwart zu schaffen;

– nicht trockener Schulbetrieb – sondern in der Gegenwart mit der Vergangenheit spielen;

– dem Kind die Hemmung vor der Erwachseneninstitution «Museum» zu nehmen, ihm zu zeigen, wie man ein Museum benutzen kann;

– Erfahrungen sammeln im Hinblick auf ein regelmässiges Angebot unseres Museums und auf ein geplantes Kinder- und Jugendmuseum.

In der Spielwoche wurde diesen Zielen Rechnung getragen. Der Versuch, Spiel und Wissensvermittlung sinnvoll zu kombinieren, gelang. Die Kinder fühlten sich sofort wohl und heimisch auf dem Schloss. Ausgehend von einer Geschichte bildeten sich vier Ritterfamilien. Diese bauten auf dem Schloss ihre eigenen Schlösser und versuchten ein Leben der Ritter zu leben. Sie bastelten, machten ihre eigenen Kostüme und Waffen, buken Brot, kochten usw. Untereinander spielten sie das Schlossleben: Heirat, Besuche, Turniere, Theatervorführungen und Konzerte. Sie durften Material aus dem Schlossbestand anfassen und damit arbeiten. Zu kostbare Güter wurden in einer Schlosskammer aufgestellt und konnten dort jederzeit besichtigt werden. In der zweiten Wochenhälfte, nach einer Übernachtung auf dem Schloss, befassten sich die Kinder mit Spezialthemen, die sie selber auswählen durften (Brot backen, Fackeln basteln und anderes). Den Abschluss der Woche bildete das Schlossfest, zu dem die Kinder Freunde, Freundinnen und Eltern einladen konnten.

Die Gruppenleiter bezeichneten diesen Versuch, eine Spielwoche durchzuführen, als «Gratwanderung»: «Spielen, Basteln und Wissensvermittlung sollen richtig dosiert, aufeinander abgestimmt sein. Dass die Grenzen sehr eng nebeneinander liegen, wurde den Gruppenleitern als wertvollste Erfahrung bewusst.» Der grosse Erfolg machte es möglich, Projekte für weitere Jahre vorzubereiten.

Pestalozzianum Zürich

Das Pestalozzianum hat unter dem Thema «Schüler besuchen Museen» vier Mappen mit museumspädagogischem Material (Bildbeschreibungen, kurzer Lebenslauf des Künstlers . . .) zu Ausstellungen und Sammlungen in Museen in Zürich und Winterthur für Lehrer herausgegeben.

1. Sieben Familienbilder (Kunsthaus Zürich)
2. Afrikanische und schweizerische Masken (Rietbergmuseum Zürich)
3. Felix Valotton – Otto Morach (Kunstmuseum Winterthur)
4. Kinderbilder (Oskar-Reinhardt-Stiftung)

Die Mappen sind für verschiedene Altersstufen konzipiert und können zusammen mit Dias beim Pestalozzianum in Zürich jederzeit ausgeliehen werden.

Zusätzlich gibt das Pestalozzianum auch Informationsblätter zu laufenden Ausstellungen heraus (z. B. Henry-Moore-Ausstellung 1977 in Zürich).

Musée d'art et d'histoire Genève

In Genf besteht schon seit 1969 ein «service pédagogique», der zu den laufenden Ausstellungen Führungen und Kindernachmittage organisiert und Arbeitsblätter herausgibt. Am Beispiel der Ausstellung «Les trésors du Musée de Bagdad», die im Winter 1978 in Genf stattfand, möchte ich den Tätigkeitsbereich des pädagogischen Dienstes näher umschreiben.

– Zusammen mit der Organisation «amis Coop» wurden Kindernachmittage zum Thema «L'art et l'histoire de la Mésopotamie» durchgeführt. Nach Altersstufen eingeteilt konnten die Kinder an freien Donnerstagnachmittagen im Museum arbeiten und basteln, zu Themen wie modelage, dessin, peinture puzzle, habillement (vêtements, coiffes, bijoux), maquettes und anderes.

– Weiter wurde für Kinder und Erwachsene ein Wettbewerb ausgearbeitet, der die Besucher animierte, die verschiedenen Kunstgegenstände genauer zu betrachten und sich mit dem Dargestellten auseinanderzusetzen.

– Für Lehrer und ihre Schulklassen wurden fünf Dossiers von etwa zwölf Seiten zusammengestellt, die den Lehrern zur Verfügung gestellt wurden, um ihre Schüler auf den Museumsbesuch vorzubereiten. Der pädagogischen Abteilung war es dadurch möglich, Führungen mit zwölf Schulklassen pro Tag durchzuführen.

Verkehrshaus Luzern

Dem Verkehrshaus Luzern ist es aus organisatorischen Gründen nicht möglich, Führungen abzuhalten. Doch besteht nun ein Konzept zur Errichtung eines Schuldienstes, dessen Schwerpunkt in der Abgabe von Dokumentationsmaterial und Arbeitsblättern und in einer persönlichen Beratung liegen wird. Im Planetarium werden schon jetzt spezielle Schulvorführungen angeboten.

Historisches Museum Bern

Fräulein Hedi Hurni wurde 1972 als Museumspädagogin angestellt. Seither wurden einige Kindernachmittage und Schülerwettbewerbe durchgeführt (z. B. Güezliaktionen vor Weihnachten, Drucken mit Sackstempeln . . ., vgl. Seite 000). Daneben werden Lehrerfortbildungskurse, Blindenführungen und in bescheidenem Rahmen auch Führungen von Schulklassen organisiert. Weiter besteht ein Beratungsdienst für Lehrer und Erzieher und ein kleiner Führer durch die Sammlungen, die es den Lehrern ermöglichen, nötige Informationen zur Vorbereitung eines Museumsbesuchs einzuholen.

Sportmuseum Basel

Das Sportmuseum Basel organisiert spezielle Führungen für Schulklassen und versucht ausserdem, die Ausstellungen so zu konzipieren, dass der Lehrstoff ohne Schwierigkeiten aufgenommen werden kann. Kinder haben auch die Möglichkeit, einzelne Apparaturen und Sportgeräte auszuprobieren.

Im Zusammenhang mit der museumspädagogischen Tätigkeit an verschiedenen Basler Museen wurde 1970 eine Broschüre mit dem Titel «Schule und Museum» herausgegeben.

Annemarie Büchler:

Museen für Kinder und Jugendliche im Ausland

Kindermuseen in Amerika

Im vielen Städten Amerikas gibt es Kindermuseen. Alle werden vom folgenden Grundgedanken geleitet und streben das gleiche Ziel an: Die Tätigkeit, die allen Kindern am nächsten liegt, ist das Spiel. Ergreifen, Abtasten, Riechen, Auseinandernehmen, Zusammensetzen, Pröbeln sind die Grundelemente zum spielerischen Lernen. Kinder verfügen über eigene Wahrnehmungsbedingungen und Denkweisen, andere als die der Erwachsenen. Lange geschriebene Erklärungen sind für Kinder oft unverständlich, ebenso die Kostbarkeiten hinter Glas, da diese sich nur an die visuelle Aufnahmefähigkeit des Museumsbesuchers richten. Vom Museum muss eine kindgerechte Darbietung geboten werden. Die Präsidentin der Vereinigung amerikanischer Jugendmuseen stellt fest: «What's important is participation, without hands on approach it's a dead museum.» Die Kinder werden aufgefordert, mit dem Museumsgut zu arbeiten.

Verstehen durch Hantieren

Ich höre etwas . . .
und ich vergesse es.
Ich sehe etwas . . .
und ich erinnere mich daran.
Ich tue etwas . . .
und ich begreife es.

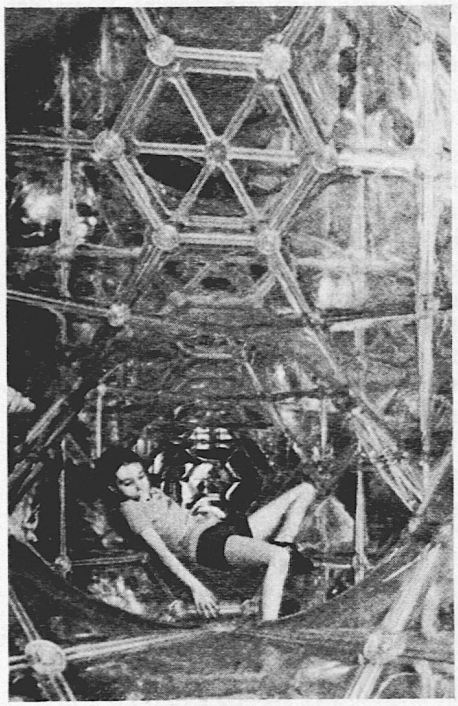
(Chinesisches Sprichwort)

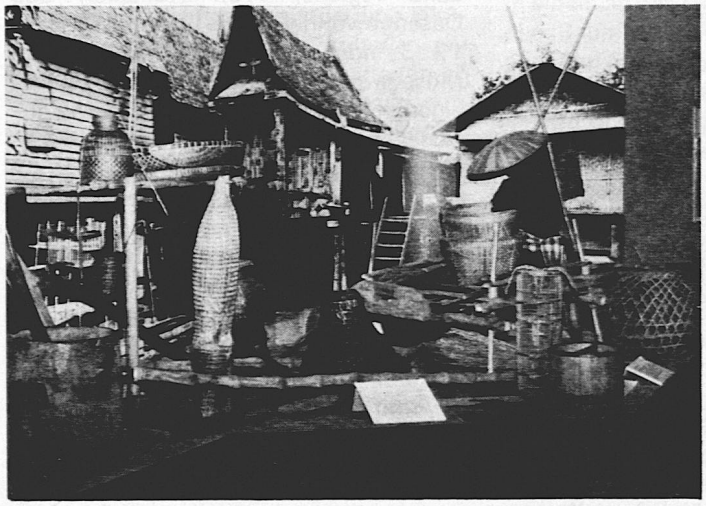
Fotos: A. Büchler, Halen

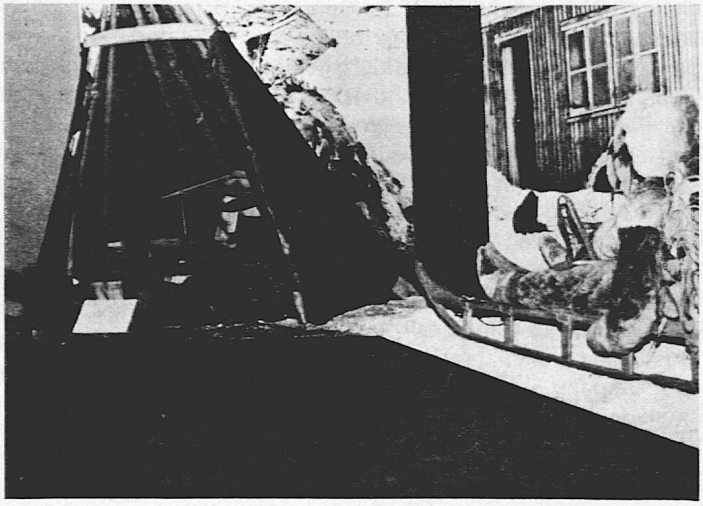
▶ 14. Im Innern des Diamantkristalls

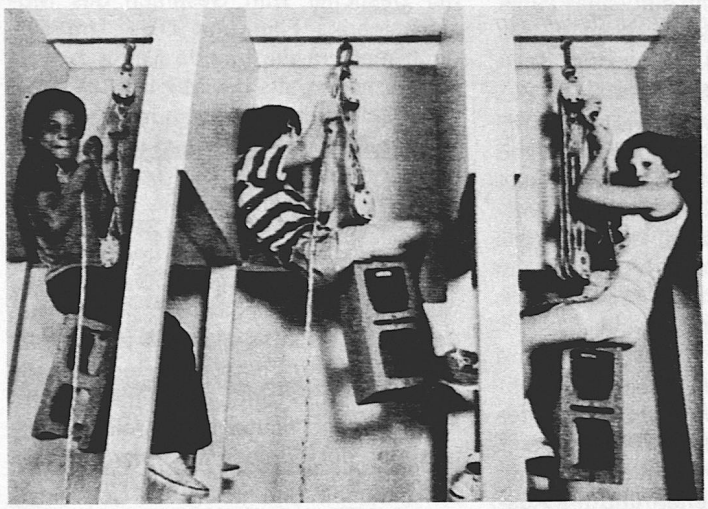
▼ 15. Das Erkennen der Schwierigkeit beim Korbflechten erhöht die Wertschätzung für den Gegenstand.

▼▶ 16. Eskimo-Ausstellung. Das Zelt ist für den Besucher offen, der Schlitten mit dem Eskimo zum Berühren.

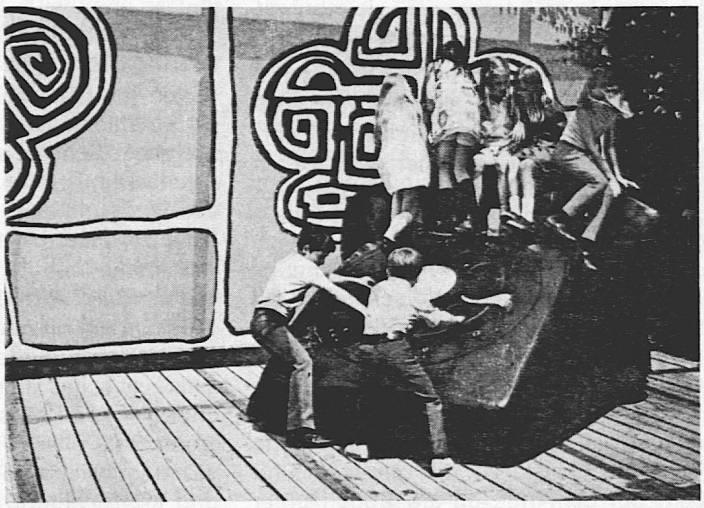








17. Spiel mit Flaschenzügen. Ich tue etwas . . . und ich begreife es.



18. Ein 12mal vergrössertes Telefon wird zum Spielzeug. Wie gross ist der Riese, der es besitzt? Wähle Deine Nummer!

Die etwas genauere Beschreibung des Kindermuseums in Boston soll als ein Beispiel vieler ähnlich aufgebauter Museen in den Vereinigten Staaten dienen: 1914 wurden hier zum erstenmal die Ergebnisse der Kinderpsychologie einer bestimmten Altersstufe mit der Gründung des Kindermuseums angewendet. Tausende von Kindern, Eltern, Lehrern werden durch die acht Lernräume angezogen, die sich auf verschiedenen Stockwerken befinden und miteinander durch ein Schlupfloch, eine Leiter, einen finsteren Gang oder durch eine Art Galerie verbunden sind. Es sind Räumlichkeiten mit Wechselausstellungen, wo man sich nicht im Flüsterton unterhält oder auf Zehenspitzen gehen muss. Das Interesse wird immer wieder geweckt durch die freiwillige Teilnahme und die freundliche Hilfe der Museumslehrer (Jugendliche, die einen Einführungskurs besucht haben).

Im Japanhaus versucht man das Kind an eine unterschiedliche Kultur heranzuführen und zu zeigen, dass nicht nur seine eigenen Sitten und Gebräuche Gültigkeit haben. Kimonos können angezogen werden, japanische Spiele werden gelernt, japanische Gerichte gekocht. Die Kunst des Papierfaltens wird gezeigt (die Kinder dürfen ihre eigenen Fächer falten), japanische Schriftzeichen geübt, kostbare Gefässe und Schriftstücke dürfen angefasst werden. Zwischen der Tabuisierung kostbarer Originale und ihrer Gefährdung muss ein Mittelweg gefunden werden. Es gehört zur Aufgabe des Museumarbeiters, dass man die Kinder den Umgang mit Originalen lehrt und ihnen davor einen gewissen Respekt beibringt (auch als Gegengewicht zur verschleissfreudigen Konsumgesellschaft).

Im Estrich der Grossmutter verkleiden sich die Kinder mit Gewändern vergangener Mode, spielen Schule an den alten Schulbänken, versuchen sich am Spinnrad oder am Butterfass und brechen in Gelächter aus, wenn plötzlich vom antiken Plattenspieler Musik durch die Lautsprecherröhre erklingt. Hier wird älteren Bürgern und Bürgerinnen Gelegenheit geboten, über nicht mehr aktuelle Berufe und Tätigkeiten zu berichten.

In der Naturkundeecke kriecht ein Kind vielleicht eben mit einem Schildkrötenpanzer auf dem Rücken über den Boden oder lässt sich von der Tierpflegerin eine Boa um den Hals legen und erkennt dadurch plötzlich, dass eine Schlange ja nichts Ekliges ist. Ein anderes Kind liegt auf dem Rücken am Boden unter einem Aquarium und sieht sich die Fische einmal von unten an. Ausgestopfte Tiere, Skelette und Schädel dürfen angefasst werden und beeindrucken mehr als eine vollständige Sammlung hinter Glas.

Ein weiterer Raum zeigt die Wechselausstellung mit dem Titel «Wir leben noch», eine Ausstellung über Indianer. Die Kinder bauen Indianerzelte, töpfern, sticken mit Glasperlen, schnitzen. Die Titel wechseln alle drei Monate. Zeigte sich für ein Thema besonders grosses Interesse, so wird die Wechselausstellung zu einer Dauerausstellung, wie diejenigen über das Wasser, den Computer, die Entstehung einer TV-Sendung, das Spital.

Das Kind geht weiter und findet eine ruhige Ecke mit Kissen und Büchern, bevor es am Ausgang im Kinderladen kleinste Dinge für 5 oder 10 Rappen kaufen kann. Es sieht dabei, wie eine Registrierkasse funktioniert, wie mit verschiedenen Wägesystemen gearbeitet wird.

Ein kleines Theater zeigt zu bestimmten Zeiten Filme, Dias, Kasperlitheater, Theateraufführungen von Kindern und Erwachsenen; man hört Geschichten erzählen und erlebt vieles mehr.

Jeden Morgen steht das Museum Schulgruppen offen. Zu jedem Themenkreis ist es dem Lehrer möglich, eine Matchbox (= materials and activities for teachers and children) mit in die Schule zu nehmen, um tiefer auf das im Museum Dargebotene einzugehen. Ausstellungen werden oft mit den Lehrern eines bestimmten Faches vorbereitet.

Das Kindermuseum glaubt an das chinesische Sprichwort:

ich höre etwas . . .	und ich vergesse es
ich sehe etwas . . .	und ich erinnere mich daran
ich tue etwas . . .	und ich begreife es

Ein Besuch im Unterrichtsmuseum in Den Haag – Holland

Jeden Tag besuchen etwa 300 Leute das Unterrichtsmuseum in Den Haag. Es sind vor allem Schüler aus allen Klassen und Altersstufen, aus allen Schulgattungen, aus Stadt und Land, Kinder und Jugendliche zwischen 6 und 20 Jahren. Viele von ihnen betreten das Museum zum ersten Mal, für andere ist der Gang ins Museum ein oft geübter Brauch.
Das Museum wurde 1904 gegründet und setzte sich das damals aussergewöhnliche Ziel, ein Museum zugunsten des Unterrichts zu sein. Es ist nicht ein Haus, wo Gegenstände nur zur Klassifizierung und Konservierung dienen und als Ausstellungsmaterial hinter Glas dem Publikum präsentiert werden. Neben dieser Art von Ausstellung versuchen Konservatoren und Museumslehrer das Museumsgut zu verlebendigen, indem die Besucher die Möglichkeit haben, sich an verschiedenen Kursen auf dem Gebiet der Völkerkunde, Biologie, Physik und Technik, Geologie, Archäologie, Geographie, Geschichte und Film zu beteiligen. Obwohl das Museum ein Ort für den Unterricht ist, will es nicht die Rolle des Lehrers übernehmen, sondern als Ergänzung zu dessen Klassenstunden dienen. Über 3000 Lektionen werden jährlich abgehalten. Bevor ein Schuljahr beginnt, schickt das Museum allen Oberlehrern eine Informationsmappe mit den bis zu 120 Themen pro Jahr. Der Lehrer meldet seine Klasse zu einem bestimmten Kurs an und bereitet seine Schüler auf den Besuch vor. Heute Montag werden zum Beispiel folgende Kurse gehalten: «Mensch und Computer», «Die Kunst des Überlebens», «Leben im Wasser», «Einführung in die Geologie», «Pompeji», «Der Wald», «Pioniere des Nord- und Südpols», «Insekten», «Wie wird unser Land regiert», «Von Nomaden und Oasenbewohnern». Die Lektionen dauern 1½ Stunden und werden entweder in Museumszimmern mit dem museumseigenen Anschauungsmaterial und audiovisuellen Hilfsmitteln abgehalten oder in der Ausstellung selbst. Gegenwärtig gibt es vier Ausstellungen: «Mensch und Computer», «Die Eskimos», «In der Welt von Buddha», «Die Vögel in und um Den Haag». Hier in diesem Museum erlebt der Jugendliche die Originale der Kunst, der Technik und der Natur anders als die erfahrenen Erwachsenen: im Unterricht wird ihm die Möglichkeit geboten, durch Berühren und Bewegen, durch Zuhören und Fragen vom blossen Schauen zum Sehen und Erleben zu kommen.

In der Ausstellung über die Eskimos hat der Besucher zum Gespräch des Museumslehrers Film und Dias. Um sich noch mehr in die fremde Kultur zu versetzen, haben alle die Möglichkeit, Kleider, Gebrauchsgegenstände, Kunstobjekte in der Hand anzuschauen und sich ins Eskimozelt zu setzen, umgeben von fremden Gerüchen.

«In der Welt von Buddha» findet der Jugendliche wiederum ein Abwechseln der Ausstellungsmöglichkeiten: Fotos von gestern und heute, Kostbarkeiten hinter Glas, Dias und Filmschau, Gegenstände zum Anfassen und das Erlernen des Korbflechtens bieten den direkten Kontakt mit der Gegenwart einer fremden Kultur.

Durch verschiedene Apparaturen, die selbst zu betätigen sind, wird das Inter-

esse und das Verstehen in der Ausstellung «Die Vögel in und um Den Haag» gefördert: Durch einen Knopfdruck öffnet und schliesst sich der Greifapparat des Vogelfusses. Ein Stück Baumrinde öffnet sich und macht sichtbar, was der Specht frisst. Luft strömt über einen Vogel, der sich zu heben beginnt . . . Langgeschriebene Erklärungen werden vermieden. Mit einem vom Museumslehrer zusammengestellten Fragebogen gehen die Jugendlichen nochmals durch die Ausstellung und versuchen auf Fragen die Lösungen zu finden, die vor dem Weggehen klargestellt werden.

Das für die Museumslektionen benötigte Material wie Schemata, Karten, Modelle, Dias, Filme, Tonbänder werden von einem gut ausgerüsteten technischen Dienst im Museum betreut. Die Abteilung Film und Ton leiht jährlich über 4500 Dias und Filmstreifen an Schulen aus.

Das Museum besteht nicht nur für Schulklassen. Für die Einzelperson fällt der Museumslehrer weg; es bleibt aber immer noch die lebendige Art der Ausstellung: Sammlungen hinter Glas, dort eine Film- oder Diaschau, da stehen Aquarien mit lebenden Korallen neben präparierten im Schaukasten, vieles steht da zum Anrühren.

Der Besuch in diesem Museum zeigt auf schönste Weise, wie von ihrem Beruf begeisterte Leute (auch solche, die nie eine Lehrerausbildung durchgangen haben, dafür mit viel Feingefühl Kinder und Jugendliche begeistern) mit den Konservatoren eine Pädagogik einzuführen vermögen, die beim Lehren im Kind und Jugendlichen gleichzeitig Achtung vor der Natur und Kunstobjekten zu wecken vermag.

Beatrice Weber:

Belehrung, Bildung, Erziehung - verschiedene Phasen eines Leitgedankens in der Museumsentwicklung

Noch immer betrachten viele Museen das Sammeln, Bewahren und Forschen als die Hauptpfeiler ihres Tätigkeitsbereiches. Ein Museum kann mehrere Zielsetzungen haben: Es möchte das Publikum belehren, es will Bildung vermitteln oder die Museumsbesucher gar erziehen. Die Geschichte des Museums lässt erkennen, dass jede Epoche das Schwergewicht auf eine dieser drei Funktionen legte. *Erst die heutige Museumspädagogik versucht, Belehrung, Bildung und Erziehung in eine Einheit zu bringen.* Voraussetzung hiezu ist aber eine klare Vorstellung dieser Begriffe, die ich folgendermassen verstehen möchte. «Belehrung» bezweckt das Korrigieren falscher Vorstellungen. Das «Bilden» hat zur Aufgabe, Unbekanntes und Ungewohntes zur Kenntnis zu geben, und «Erziehen» schliesslich hat zum Ziel, Anregungen zu kritischer Auseinandersetzung zu vermitteln.

Anlässlich von Ausgrabungen in Ur (Mesopotamien) wurde das bis zur Stunde wohl älteste «Museum» entdeckt.[1] Es enthielt eine Sammlung mesopotamischer Altertümer samt einem teilweise erhaltenen Verzeichnis der Gegenstände. In einem an das «Museum» anschliessenden Raum wurden zahlreiche Tontafeln mit Schülertexten gefunden, was die Vermutung aufkommen liess, das «Museum» hätte gleichzeitig Schulzwecken gedient. Konkrete Hinweise hiefür fehlen jedoch.

Der Begriff «Museum» wurde in der griechischen Antike geprägt. Er hiess ursprünglich «Museion» und bezeichnete einen Raum, in dem sich die Musen aufhielten. Die herkömmliche Auffassung, wonach die ersten Vorläufer unserer Museen in den *Tempelschätzen der Antike* zu erkennen sind, darf heute nicht mehr kritiklos aufrechterhalten werden.[2] Die Schatzhäuser und Statuensammlungen der Antike standen vorwiegend im Zusammenhang mit der Götterverehrung und entsprachen damit dem Gedanken eines Museums nicht. Allerdings besteht die Tatsache, dass die Kultgegenstände nach bestimmten Kriterien (persönlicher Bezug, Kostbarkeit und Seltenheit) ausgesucht und in speziellen Räumen ausgestellt wurden, die jedem Tempelbesucher zugänglich waren. Die kostbaren Kunstwerke sollten beeindrucken und die Macht der Götter vergegenwärtigen. Sie hatten eine belehrende Funktion, ähnlich wie die späteren mittelalterlichen Kirchenschätze.

Im *Mittelalter* wurden seltene, äusserst kostbare Zeugnisse des antiken, byzantinischen und frühmittelalterlichen Profanhandwerks mit der Heilsgeschichte und den Heiligenlegenden in Verbindung gebracht. Schmuckkästchen, prachtvolle Gewänder, Büsten, Rüstungen, selbst Waffen und erbeutete Kleinodien wurden zu Kultgegenständen umfunktioniert und in zahlreichen *Kirchenschätzen* aufbewahrt.[3] Diese Kirchenschätze dienten vor allem der *Anschauung und der Belehrung* im Sinne von Unterweisung. Heerscharen von Pilgern unternahmen lange, zum Teil sehr mühsame Reisen, um die berühmten Wallfahrtsorte aufzusuchen, wo sie die Reliquien in wunderbar verzierten Schreinen und Schaugefässen bewundern und oft auch berühren (!) konnten.

Neben den öffentlich zugänglichen Kirchenschätzen gab es private Sammlungen, welche von Kaisern, Königen und Fürsten eingerichtet wurden. Sie standen in der Regel nur Freunden, einzelnen Gelehrten und Künstlern offen. Die Besucher sollten die Objekte bewundern, studieren bzw. als künstlerische Inspirationsquelle benutzen. Zuerst beschränkte man sich auf kostbare, repräsentative Schmuckstücke, die nicht zuletzt auch dem Besitzer finanzielle Sicherstellung garantierten. Doch begann bereits Jean, Duc de Berry (1340–1416) mit seiner Sammlertätigkeit einen neuen Weg einzuschlagen, der über mehrere Jahrhunderte hinweg weitergepflegt wurde. In seinem Schloss Mehun-sur-Yvère, wo sich auch seine berühmte Bibliothek befand, häufte der französische Fürst neben altherkömmlichen Kunstgegenständen auch verschiedene Raritäten an, wie sie später in den sogenannten *Wunderkammern* und *Kuriositätenkabinetten* üblich wurden.[4]

Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts blieben die fürstlichen Privatsammlungen dem Volke grösstenteils unzugänglich. Lediglich in Oxford öffnete Lord Ashmole 1683 seine Sammlung dem Publikum in einem feierlichen Akt.[5] Kurze Zeit später fügte die Universität dem «Ashmolean Museum» neben einer Bibliothek auch ein Chemielabor an, das für die Untersuchungen an den Kunstwerken benutzt werden konnte. Die administrative Leitung lag beim Direktor, seinen Custoden und den Cimelioren (Aufseher). Man stellte analog früheren Beispielen *Inventare* auf und publizierte *Kataloge*. Der Eintrittspreis hing von der Besuchsdauer ab, zudem gab es Reduktion bei Gruppenbesuchen. Dem Publikum stand die Sammlung nur in Begleitung eines Führers offen. Diese erste öffentlich zugängliche *Institution mit pädagogischem Charakter* blieb jedoch ein Einzelfall.

Erst die *französische Revolution* brachte eine entscheidende Wendung in der Entwicklung der Museen: Viele Adlige wur-

den enteignet und zahlreiche Klöster aufgehoben. Der Staat bemächtigte sich nicht nur verschiedener Privatsammlungen, sondern er gelangte auch zu kirchlichen Schätzen, welche die bereits in der Reformationszeit konfiszierten Bestände erweiterten. Das gesammelte Kulturgut wurde in nationalen Depots gelagert und nach und nach dem Volke zugänglich gemacht.

Der *museumspädagogische Gedanke* nahm seinen Ursprung in England um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Anlässlich der Weltausstellung in London 1851 wurden kritische Stimmen laut, die den rasenden Fortschritt der Industrialisierung und Technik ablehnten. Es waren vor allem die Theorien Henry Ruskins und die daraus hervorgegangene Arts-and-Crafts-Bewegung um William Morris, welche den handwerklichen und künstlerischen Aktivitäten neuen Aufschwung gab. Die Kunstwerke aus den neugegründeten Kunstgewerbeschulen lieferten den Kern für die lebendigen, fortschrittlich gesinnten Kunstgewerbemuseen.

Die *Erfahrung* soll *das entscheidende Erlebnis* im Museum sein. Ob nun diese Erfahrung optisch, akustisch oder haptisch erlebt wird, ist nicht entscheidend. Wichtig ist, dass theoretisches Wissen durch persönliches Erleben und durch praktische Erfahrung sinnvoll ergänzt werden kann. Hier setzte bereits am Ende des 19. Jahrhunderts die *reformpädagogische Bewegung* an, welche zu Beginn des 20. Jahrhunderts auf dem Gebiet der *Kunsterziehung* in *Alfred Lichtwark* (1852–1914) – Direktor der Hamburger Kunsthalle – einen massgebenden Führer fand. Lichtwarks Bestrebungen waren von den allgemeinen Tendenzen der kulturkritischen Bewegung bestimmt.[6] Durch *Förderung des Dilettantismus* versuchte er, das Leben des einzelnen Menschen von der Vorherrschaft von Wissenschaft und Verstand zu befreien und mehr menschliche Individualität zu schaffen. Ausgehend von der bildenden Kunst war für ihn die Empfindung mehr noch als die Erfahrung ein entscheidendes Element zur freien Entfaltung des Individuums. In Anlehnung an Lichtwarks Erziehungskonzeption wurden in den folgenden Jahren verschiedene Projekte entwickelt und nach und nach realisiert.

Fragen wir uns, wie die *Museen heute* aussehen und welche Funktionen sie in unserer Gesellschaft ausüben, so müssen wir feststellen, dass das Museum vielerorts noch immer ein Ort des Sammelns und des Forschens geblieben ist. Die heftige Kritik in Marinettis «futuristischem Manifest» (1909) zog die Existenzberechtigung des Museums in Zweifel und versetzte diese Institution in eine lange währende Krise, welche jedoch heute überwunden scheint. Jedenfalls zeigen die heutigen Versuche der Museumspädagogik in Amerika, Holland, Deutschland und in Osteuropa Möglichkeiten auf, dem *Museum als attraktivem Lernort* einen neuen Sinn zu geben. Erlebnisse, Erfahrungen und Erkenntnisse werden beim Besucher durch geeignete Präsentation, schöpferisches Handeln und durch gezielte Information gefördert. Es scheint, als seien wir heute an einem weiteren entscheidenden Wendepunkt in der Museumsentwicklung angelangt, indem wir erkennen, dass sich das Museum an Besucher aus allen Gesellschaftsschichten wenden muss und sich seinem Publikum auf verständliche Weise präsentieren soll. Dieser Auftrag wird letztlich auch durch die vom Steuerzahler aufgebrachten Summen gerechtfertigt, welche in Form von öffentlichen Beiträgen viele Museen finanzieren oder zumindest unterstützen.

Neben den materiellen Verbesserungen, welche nur mit grossen finanziellen Mitteln realisiert werden können, wird sich *das zukünftige Museum* auch ideell vermehrt einem breiten Publikum öffnen müssen. Es hat einen Bezug zu den Alltagsproblemen des Museumsbesuchers zu schaffen. Aktualisierung des alten Kulturgutes wird eine wichtige Voraussetzung werden, um den Betrachter die gesellschaftliche Situation von gestern und damit auch von heute besser erkennen zu lassen. Das Museum muss in einen Ort verwandelt werden, in welchem Begegnung und Kommunikation im Vordergrund stehen. Als Vermittler zwischen Museum und Besucher werden museumspädagogische Fachleute eingesetzt werden, welche Führungen, Diskussionen und praktische Arbeitskurse für Kinder, Erwachsene, Betagte und Behinderte organisieren. Der *museumspädagogische Dienst* wird insbesondere besorgt sein, den Kontakt mit Erziehungsdirektion und Schulen aufzunehmen und zu fördern. Dabei gilt es Finanzierungs- und Transportprobleme zu lösen sowie den Aufenthalt im Museum möglichst attraktiv zu gestalten. Weiter sollte sich dieser museumspädagogische Dienst um die Ausbildung geeigneter Fachleute bemühen und *Museumspädagogik als neues Schulfach in der Lehrerausbildung* fordern. Die Museumspädagogen werden Informations- und Dokumentationsmaterialien ausarbeiten, welche teilweise in Form von ausleihbaren «Museumskisten» an Schulen oder interessierte Gruppen abgegeben werden können. Den Lehrern werden als Unterrichtshilfen zahlreiche Vorschläge für den Museumsbesuch mit Kindern verschiedener Altersstufen unterbreitet werden, welche der Entlastung der Lektionenvorbereitung dienen sollen. Auch Programme für Einzel- und Gruppenbesuche von Erwachsenen und Behinderten werden zur Verfügung stehen.

All diese Projekte sind heute glücklicherweise schon nicht mehr Utopie. Das beweisen die sich stets mehrenden Bemühungen einzelner Museen, die zumindest den einen oder anderen Vorschlag bereits heute realisiert haben. Der Grund hierfür liegt in der Überzeugung und im Willen, dem Besucher zu zeigen, dass sich der Gang ins Museum lohnt!

---

[1] *E. Herff,* Museen im Dienst der Schulen, Bad Godesberg 1968, S. 18.

[2] vgl. *J. Schlosser,* Kunst- und Wunderkammern, Leipzig 1908, S. 4 und *E. Herff,* op. cit., S. 18.

[3] *J. Schlosser,* op. cit., S. 15f sowie *G. Bazin,* Le temps des musées, Paris 1967, S. 25ff.

[4] *J. Schlosser,* op. cit., S. 23f sowie *G. Bazin,* op. cit., S. 37.

[5] *G. Bazin,* op. cit., S. 144ff.

[6] *E. Beckers,* Das Beispiel Alfred Lichtwark, eine Studie zum Selbstverständnis der Reformpädagogik, Diss. Köln 1976, S. 58ff.

Weitere Literatur:

E. Spickernagel und *B. Walbe,* Museum – Lernort contra Musentempel, Giessen 1976; Beitrag von *G. Reising,* S. 43ff.

S. Cauman, Das lebende Museum, Erfahrungen eines Kunsthistorikers und Museumsdirektors Alexander Dorner, Hannover 1960, S. 101ff.

G. Bott, Das Museum der Zukunft – 43 Beiträge zur Diskussion über die Zukunft des Museums, Köln 1970.

*

Aus Raumgründen musste dieser Beitrag gekürzt werden, namentlich der Hinweis auf die Museumsbewegung in England im 19. Jahrhundert.

Wie bereits aus dem Inhaltsverzeichnis zu ersehen, geht unser Heft über das Thema «Aus der Geschichte Berns 1750–1850» hinaus. Die Berner Ausstellung dient als Beispiel für *museumspädagogische Arbeit* überhaupt. Anschliessend an die Erläuterungen zur Ausstellung und die Arbeitsblätter für Schüler weitet sich der Themenkreis aus zu Berichten über Schulklassen in schweizerischen und ausländischen Museen bis zum Hinweis auf spezielle Museen für Kinder und Jugendliche. Der letzte Beitrag zeigt verschiedene Stufen eines Leitgedankens der Museumsentwicklung: Belehrung, Bildung, Erziehung.

Die weltweiten Bemühungen um den Ausbau der Museumspädagogik verdienen Beachtung auch in der Schweiz. Eine deutsche Bund-Länder-Kommission erarbeitete von 1973 an einen Ergänzungsplan für die kulturelle Bildung zum Bildungsgesamtplan. Alle Beteiligten waren sich einig, dass für die Themenbereiche der Zusammenarbeit von Schule und Museum ein zentrales Publikationsorgan notwendig sei. Im September 1976 erschien das erste Heft der Zeitschrift *Schule und Museum,* herausgegeben vom Römisch-Germanischen Zentralmuseum Mainz in Verbindung mit dem Rheinischen Landesmuseum Bonn und dem Museumspädagogischen Zentrum München. Bis zum Heft 6 vom März 1978 hat die Zeitschrift 20 Aufsätze und Berichte, dazu ebensoviele Unterrichtsmodelle und Vorschläge für Stundeneinheiten publiziert – eine Fundgrube für alle, die sich mit Museumspädagogik beschäftigen oder sich einarbeiten wollen, vom Primarlehrer bis zum Lateinlehrer. Hier die Titel einiger der dargestellten Unterrichtsvorschläge: Grenzsicherung im Römischen Reich, Römisches Landleben im Rheinland, Sklaverei im Römischen Reich; Der Übergang vom Jäger zum Bauern – Die jungsteinzeitliche «Revolution»; Gutenberg und die Erfindung der Buchdruckerkunst mit beweglichen Lettern. Daneben auch Themen aus andern Fachbereichen: Domestikation und ihre Bedeutung für die Entwicklung der menschlichen Kultur und Zivilisation – ein biologisches Thema, das sich aber auch für fächerübergreifenden Unterricht Biologie/Geschichte eignet.

Hans Rudolf Egli

In der Schweiz können Abonnemente von «Schule und Museum» beim Verlag Sauerländer AG, Postfach, 5001 Aarau bestellt werden (Jahresabonnement Fr. 21.–). Wenn die Zeitschrift auch von deutschen Verhältnissen ausgeht, so enthält sie doch viele Anregungen, die durchaus auf die Schweiz zu übertragen sind.

Liste der lieferbaren Hefte der «Schulpraxis» (Auswahl)

Nr.	*Monat*	*Jahr*	*Preis*	*Titel*
1/2	Jan./Febr.	70	4.—	Lebendiges Denken durch Geometrie
4	April	70	1.50	Das Mikroskop in der Schule
8	August	70	1.50	Gleichnisse Jesu
11/12	Nov./Dez.	70	3.—	Neutralität und Solidarität der Schweiz
1	Januar	71	1.50	Zur Pädagogik Rudolf Steiners
2/3	Febr./März	71	3.—	Singspiele und Tänze
4	April	71	3.—	Ausstellung «Unsere Primarschule»
5	Mai	71	2.—	Der Berner Jura – Sprache und Volkstum
6	Juni	71	3.—	Tonbänder, Fremdsprachenunterricht im Sprachlabor
7/8	Juli/Aug.	71	2.—	Auf der Suche nach einem Arbeitsbuch zur Schweizergeschichte
9/10	Sept./Okt.	71	2.—	Rechenschieber und -scheibe im Mittelschulunterricht
11/12	Nov./Dez.	71	3.—	Arbeitsheft zum Geschichtspensum des 9. Schuljahrs der Primarschule
1	Januar	72	1.50	Von der menschlichen Angst und ihrer Bekämpfung durch Drogen
2	Februar	72	1.50	Audiovisueller Fremdsprachenunterricht
3	März	72	2.—	Die Landschulwoche in Littewil
4/5	April/Mai	72	3.—	Das Projekt in der Schule
6/7	Juni/Juli	72	4.—	Grundbegriffe der Elementarphysik
8/9	Aug./Sept.	72	3.—	Seelenwurzgart – Mittelalterliche Legenden
10/11/12	Okt.–Dez.	72	4.—	Vom Fach Singen zum Fach Musik
1	Januar	73	3.—	Deutschunterricht
2/3	Febr./März	73	3.—	Bücher für die Fachbibliothek des Lehrers
4/5	April/Mai	73	3.—	Neue Mathematik auf der Unterstufe
6	Juni	73	2.—	Freiwilliger Schulsport
9/10	Sept./Okt.	73	3.—	Hilfen zum Lesen handschriftlicher Quellen
11/12	Nov./Dez.	73	3.—	Weihnachten 1973 – Weihnachtsspiele
1	Januar	74	2.—	Gedanken zur Schulreform
2	Februar	74	1.50	Sprachschulung an Sachthemen
3/4	März/April	74	3.—	Pflanzen-Erzählungen
5	Mai	74	2.—	Zum Lesebuch 4, Staatl. Lehrmittelverlag Bern
6	Juni	74	1.50	Aufgaben zur elementaren Mathematik
7/8	Juli/Aug.	74	3.—	Projektberichte
9/10	Sept./Okt.	74	2.—	Religionsunterricht als Lebenshilfe
11/12	Nov./Dez.	74	3.—	Geschichte der Vulgata – Deutsche Bibelübersetzung bis 1545
1/2	Jan./Febr.	75	3.—	Zur Planung von Lernen und Lehren
3/4	März/April	75	3.—	Lehrerbildungsreform
5/6	Mai/Juni	75	3.—	Geographie in Abschlussklassen
7/8	Juli/Aug.	75	3.—	Oberaargau und Fraubrunnenamt
9	September	75	1.50	Das Emmental
10	Oktober	75	3.—	Erziehung zum Sprechen und zum Gespräch
11/12	Nov./Dez.	75	3.—	Lehrerbildungsreform auf seminaristischem Wege
15/16	April	75	4.—	Schulreisen
5	Januar	76	3.—	Gewaltlose Revolution, Danilo Dolci
13/14	März	76	3.—	Leichtathletik
18	April	76	3.—	Französischunterricht in der Primarschule
22	Mai	76	3.—	KLunGsinn – Spiele mit Worten
26	Juni	76	3.—	Werke burgundischer Hofkultur
35	August	76	3.—	Projektbezogene Übungen
44	Oktober	76	3.—	Umweltschutz
48	November	76	3.—	Schultheater
4	Januar	77	3.—	Probleme der Entwicklungsländer (Rwanda)
13/14	März	77	3.—	Unterrichtsmedien
18	Mai	77	3.—	Korbball in der Schule
21	Mai	77	3.—	Beiträge zum Zoologieunterricht
26–31	Juni	77	3.—	Kleinklassen/Beiträge zum Französischunterricht
34	August	77	3.—	B. U. C. H.
39	September	77	3.—	Zum Leseheft «Bä»
47	November	77	3.—	Pestalozzi, Leseheft für Schüler
4	Januar	78	3.—	Jugendlektüre
8	Februar	78	3.—	Beiträge zur Reform der Lehrerbildung im Kt. Bern
17	April	78	3.—	Religionsunterricht heute
25	Juni	78	3.—	Didaktische Analyse
35	August	78	3.—	Zum Thema Tier im Unterricht
39	September	78	3.—	Australien
			2.—	Arbeitsblätter Australien (8 Blatt A4)
43	Oktober	78	3.—	Geschichte Berns 1750–1850, Museumspädagogik
			2.50	Arbeitsblätter (9 Blatt A4)

Die Preise sind netto, zuzüglich Porto (Keine Ansichtssendungen)

Mengenrabatte: 4–10 Expl. einer Nummer: 20%, ab 11 Expl. einer Nummer: 25%

Bestellungen an:

Eicher + Co., Buch- und Offsetdruck

3011 Bern Speichergasse 33 – Briefadresse: 3001 Bern Postfach 1342 – Telefon 031 22 22 56

1.+2. NOVEMBER

GROSSER MARKT

IM EISSTADION BERN

1.11. 9.00 – 18.30 Uhr
2.11. 9.00 – 21.00 Uhr

TIEFSTE MITNAHMEPREISE inkl. WUST

Zentrum für Unterrichtstechnik, Projektion und angewandte Fotografie

Büro Keller AG
aktueller·individueller·rationeller
3001 Bern
Monbijoustrasse 22 P
Telefon 031 26 10 26

PETRA AV
Silbergasse 4, 2501 Biel, Tel. 032 - 23 52 12

Rex-Rotary
Bürodruck- und Kopiersysteme
3000 Bern 15 Weltpoststr. 21 031 43 52 52

DEMONSTRATIONSGERÄTE
AUSLAUFMODELLE
OCCASIONEN

!

Besucherstühle
Bürooffset
Dia-Magazine
Diaprojektoren + Zubehör
Diktiergeräte
Drehstühle
Episkope
Falzmaschinen
Flügeltürschränke
Fotokopierer
Hellraumprojektoren
Karteischränke
Kassettengeräte für Sprachunterricht
Konferenztische in jeder Grösse
Kopiergeräte
Matrizen-Brenngeräte
Metall-Unterschränke zu Maschinen
Offset-Kameras
Offsetplattengeräte
Projektionswände Stativ, zum Aufhängen, elektrische
Rechenmaschinen
Reprogeräte
Rolladenschränke
Rückprojektionsboxen
Schiebetürschränke
Schreibmaschinen
Schreibmaschinentische
Schreibprojektoren
Schreibpulte
Stellwände
Stimmverstärker tragbar (Mikrophon + Lautsprecher)
Thermogeräte
Tische für Schreibprojektoren
Tonbildschaugeräte (Dias und Filmstreifen)
Transparentfolien-Blätter und -Rollen für Schreibprojektoren. Günstig!
Tonkopiermaschinen
Ueberblendsteuergeräte für Diaprojektoren
Umdrucker
Videogeräte portabel
Verbrauchsmaterial und Papiere
Vervielfältiger
Zusammentraggeräte

!

(bei Lieferung/Versand PLUS Spesen)

KEIN UMTAUSCH